3

Hab acht auf dich selbst und auf die Lehre.

Synodalreden,

gehalten

bei den Diözesansynoden zu Erlangen

in den Jahren 1882—1891

von

Dr. H. E. Summa,
Kirchenrat und Dekan in Erlangen.

Erlangen und **Leipzig.**
A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf.
(Georg Böhme).
1892.

Hab acht auf dich selbst und auf die Lehre.

Synodalreden,

gehalten

bei den Diözesansynoden zu Erlangen

in den Jahren 1882—1891

von

Dr. G. E. Summa,

Kirchenrat und Dekan in Erlangen.

Erlangen und Leipzig.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf.

(Georg Böhme).

1892.

Den

Hochwürdigen Geistlichen der Diözese Erlangen,

seinen Brüdern im Amte,

widmet diese Schrift

als Zeichen inniger Liebe und Geistesgemeinschaft

der Verfasser.

Vorwort.

Die vorliegende kleine Sammlung von Synodalreden wäre nicht zur Veröffentlichung gekommen, wenn der Verfasser derselben nicht zum öftern von seinen Amtsbrüdern darum gebeten worden wäre. Synodalreden und -vorträge von tiefem Gehalte und anregender Kraft, der Veröffentlichung viel würdiger, als die vorliegenden, finden sich sicher in jeder Dekanatsregistratur, und es wäre nur zu wünschen, daß dann und wann die eine oder andere dieser Reden einem größeren Kreise von Amtsbrüdern zugänglich gemacht würde. Es würde davon gewiß manche heilsame Anregung auf dieselben ausgehen.

Unsere alljährlichen Synodalverhandlungen bewegen sich in immer wiederkehrender, feststehender Form. Nicht immer liegen besondere Anträge zur Verhandlung vor; dann und wann, insonderheit in den Jahren, in welchen die (in Bayern alle vier Jahre) stattfindende Generalsynode abgehalten wird, kommen von seiten der obersten Kirchenbehörde Vorlagen bei den Diözesansynoden zur Besprechung und Verhandlung, wodurch dieselben gehaltreicher und lebhafter sich gestalten.

Segensreich und fruchtbringend aber sind diese jährlich sich wiederholenden Synodalversammlungen unter allen Umständen dann, wenn es dem Synodalprediger gelingt, das rechte Wort in rechter Weise zu reden; denn für die Geist-

lichen, die das liebe lange Jahr nur sich selber predigen hören, kann es nur segensreich sein, wenn auch ihnen einmal das Wort gepredigt wird, nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung in der Gerechtigkeit. Dazu muß aber noch ein zweites kommen, nämlich, daß es dem die Synodalverhandlungen leitenden Dekan gegeben wird, in seinem Vortrage einen Ton anzuschlagen, der in den Herzen der Synodalen anklingt und ein Echo findet.

Daß dem Verfasser das letztere nicht ganz mißlungen ist, dafür steht ihm das Zeugnis seiner Amtsbrüder zur Seite, denen die vorliegenden Reden ein Zeichen brüderlicher Verbundenheit und eine Ermunterung zu weiterer, gemeinsamer Arbeit in dem Herrn sein mögen.

Sollte auch weiterhin einem oder dem andern Amtsbruder durch diese Synodalreden eine Anregung geboten werden, so soll dafür dem Herrn die Ehre sein, in dessen Dienst wir alle unsere Zeit und Kraft stellen.

Erlangen, den 21. Mai 1892.

Dr. Summa.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Das Amt.

„Dafür halte uns jedermann, nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse.“ 1. Kor. 4, 1.

„Wer ist nun Paulus? Wer ist Apollo? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden und dasselbige, wie der Herr einem jeglichen gegeben hat. Ich habe gepflanzet, Apollo hat begossen, aber Gott hat das Gedeihen gegeben. So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt, der aber pflanzet, und der da begießet, ist einer wie der andere. Ein jeglicher aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit. Denn wir sind Gottes Gehilfen; ihr seid Gottes Ackerwerk und Gottes Gebäu.“

So schreibet der h. Apostel Paulus 1. Kor. 3, 4—9, und dieses Apostelwort lassen Sie mich, geliebte Freunde und Brüder, meiner Ansprache an Sie an die Spitze stellen; es ist die erste, die ich halte, wie das Amt, welches mich dazu verpflichtet, erst seit kurzem mir übertragen ist. Sie erwarten es von mir zu hören, und mir ist es Bedürfnis es vor Ihnen in dieser Stunde auszusprechen, in welcher Weise ich das Amt, von dem weder ich, noch Sie gering denken, zu führen entschlossen bin, so lange es Gott gefällt. Wenn ich nun, wie es nahe liegt, von meiner eigenen Person in dieser Ansprache mehr rede, als es sonst je geschehen wird, so liegt das in der Bedeutung und in dem Zweck einer solchen ersten Ansprache vor einer solchen Versammlung, wie die gegenwärtige ist, welche die Vertretung der ganzen Diözese, der ich vorstehe, darstellt. Und wenn ich von mir rede, so handelt es sich schließlich doch eigentlich nicht um meine Person allein, sondern von uns allen ist die Rede, von den geistlichen Vertretern unserer Gemeinden und von den

Gemeinden selbst, deren weltliche Vertreter wir in unserer Mitte sehen. Wir sind nicht Einzelne, die dahin und dorthin auseinandergehen, ein jeder in sein Eigenes, sondern wir sind ein in Einem zusammengeschlossenes und verbundenes Ganzes. Und dieser Eine, in dem wir, die Verschiedenen, eins sind, ist unser Herr Christus, hochgelobet in Ewigkeit, derselbe, der in seinem hohenpriesterlichen Gebet gerade um diese zusammenfassende Einheit und Einigkeit der Seinen gebetet hat: „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eines seien, gleich wie du, Vater, in mir und ich in dir, daß auch sie in uns eines sein, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt."

Er ist unser aller Herr, wie wir alle durch Eine Taufe und durch Einen Glauben mit ihm verbunden sind. Und so sind wir auch alle entschlossen und bereit, in seinem Reiche unter ihm zu leben und ihm zu dienen. Das Amt, das wir führen, ist weiter nichts, als ein Dienst, eine Diakonie. Darin treffen wir alle zusammen: wer am demütigsten, selbstlosesten, treusten, aufopferndsten dient und dienend dienen lernt, der ist der Größte. „Es erhub sich ein Zank unter ihnen, welcher unter ihnen sollte für den Größesten gehalten werden. Er aber sprach zu ihnen: die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren. Ihr aber nicht also; sondern der Größeste unter euch soll sein wie der Jüngste und der Vornehmste wie ein Diener, denn welcher ist der Größeste? der zu Tische sitzt, oder der da dienet? Ist's nicht also, daß der zu Tische sitzt? Ich aber bin unter Euch wie ein Diener."

Und so sage ich denn, ich will das Amt eines Vorstandes der Diözese Erlangen, das mir vertrauet ist, ansehen und es führen als eine Diakonie, als einen Dienst, den ich den lieben und geliebten Brüdern im Amt, den ich der Gemeinde, den ich im letzten Grunde meinem Herrn und seiner h. Kirche leiste, als einer dem Barmherzigkeit widerfahren ist. Und mein inbrünstiges Gebet ist, daß ich als ein treuer Diener und Haushalter meines Herrn möchte erfunden werden. Lassen Sie mich das auch heute in dieser mir besonders feierlichen Stunde aussprechen, wie ich es schon einmal Ihnen gegenüber, ehrwürdige und geliebte Brüder im Amt, gethan habe. Und eben darin treffen wir alle zusammen: wir sind Diener unseres Herrn, der eine, wie der andere, ein jeglicher aber in dem Berufskreise, darein ihn Gott gesetzet hat. Neu in meinem Dienst ist der neue, erweiterte, neue und größere Verantwortung auflegende Kreis der Dienstpflichten, die mir obliegen.

Wer ist Paulus? Wer ist Apollo? Paulus — wir kennen ihn, den in der Feindschaft gegen den Herrn und seine Kirche energischen und entschiedenen, den hernach in der Liebe zu seinem Herrn und zu seiner Kirche feurigen, thatkräftigen Mann, den Mann, der, einmal wunderbar zur Erkenntnis des Verfolgten gebracht, entschlossen ist, sein Leben im Dienste des Evangeliums zu verzehren, wie er es thatsächlich gethan hat, den Mann, der weite Länder und Strecken des Erdkreises mit dem süßen Dufte des Evangeliums erfüllt und die Botschaft des Heils durch Widerspruch und Verfolgung siegreich von Antiochia bis Rom getragen hat, derselbigen auch in der Weltstadt sich nicht schämend, weil er sie als eine Gotteskraft zur Seligkeit erfahren hat, den Mann, der, auf das Werk seines Lebens zurückschauend, ohne Selbstüberhebung es sagen kann: Ich habe mehr gearbeitet, denn sie alle. Gibt es in der Welt der Christenheit einen glänzenderen, gefeierteren, strahlenumkrönteren Namen als den seinigen?

Wer ist Apollo? Wir kennen ihn, jenen Judenchristen aus Alexandria, von dem uns besonders das eine gerühmt wird, daß er ein beredter Mann war und mächtig in der Schrift, also ein Mann, der durch scharfsinnige, mächtig überzeugende, fesselnde und glanzvolle Beredtsamkeit, für welche er die Gedanken aus der Schrift nahm, auf die Gemüter wirkte und seine Hörer anzog und nach sich zog. Denn er überwand die Juden beständiglich und erweisete öffentlich durch die Schrift, daß Jesus der Christ sei. Apollo ist ein anderer als Paulus. Was dieser hat, fehlt jenem. Ein jeder hat seine Gabe und seine Gnade, und ist keiner dem andern gleich an Gabe und Begabung. Es hat Gott gefallen, einen mannigfaltigen Reichtum der Gaben auszuteilen, daß eine die andere ergänze und die Fülle des einen des andern Mangel decke. Neben Paulus steht in derselben Gemeinde Apollo, neben Luther an demselben Orte Melanchthon. Da gilt es in Demut die eigene Begrenzung und Beschränkung erkennen und mit offenem, freiem, neidlosem Blick die dem andern verliehene besondere Gabe. Es hat keiner alles, — auch Paulus nicht, es hat keiner nichts — auch der geringste nicht. Es hat ein jeder seine Gabe, seine Pfunde, seine Zentner, zehn, fünf, zwei oder einen. Nicht auf die Größe der Gabe kommt es an, auf die Treue allein kommt es an, die gewinnt den Preis. Man suchet nicht mehr an einem Haushalter, denn daß er treu erfunden werde.

Wer ist nun Paulus? Wer ist nun Apollo? So verschieden sie auch sind voneinander, oder aber so hoch berühmt und bedeutend sie sind, der eine wie der andere: Diener sind sie beide, durch welche die Korinther gläubig geworden

sind und dasselbige, wie der Herr einem jeglichen gegeben hat. Sind sie aber Diener, so sind sie an sich selber nichts, sondern was sie sind, das sind sie im Zusammenhang und in der Gemeinschaft mit dem, in dessen Dienst sie stehen. Und so kann man sich auch nicht nach ihnen nennen, Paulisch oder Apollisch, wie die Korinther thörichterweise thun. Werkzeuge und Handlanger sind sie im Dienste des Größeren und Höheren, Säeleute, Pflanzer und Begießer, Ackerleute, wie der Apostel sagt, und das Ziel ihrer Arbeit ist nicht sich, sondern ihrem Herrn Anhänger und Nachfolger zu gewinnen. Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Das ist ihr Dienst und ihre Ehre.

Auch unser Dienst und unsere Ehre. Kann es einen größeren, seligeren Dienst und eine höhere Ehre geben als die ist, einem Menschen ein Gehilfe des Glaubens zu sein? Und das sind wir, du und ich, so oft wir das h. Evangelium unseres Herrn Jesu unseren Gemeinden predigen. Denn der Glaube kommt aus der Predigt. Und das thun wir, so oft wir die h. Sakramente verwalten, das thun wir, so oft wir die liebe Jugend unterweisen im Katechismus und in Gottes Wort, das thun wir, so oft wir tröstend an den Krankenbetten unserer Gemeindeglieder stehen, so oft wir Sterbende mit der Hoffnung ewigen Lebens erfüllen. Welch schöneren und herrlicheren Lohn unseres Dienstes können wir uns erdenken, als der ist, den wir vielleicht schon hier in der Zeit, oder drüben in der Ewigkeit durch das Zeugnis derer erfahren, welche durch uns sind gläubig geworden?

Freilich kann nur dann unser Dienst an den Seelen ein wahrhaft gesegneter sein, wenn wir nicht bloß rechtgläubig, sondern auch recht g l ä u b i g sind, d. h., wenn wir nicht bloß von dem rechten Glauben korrekt zu reden wissen, sondern wenn wir ihn im Herzen tragen und im Leben beweisen. Zwar leugnen wir nicht, daß einer auch durch das Zeugnis solcher zum Glauben kommen kann, die das Geheimnis des Glaubens nur auf den Lippen, aber nicht im Herzen haben. Diese aber stehen in der Gefahr, in das Gericht jenes Wortes zu fallen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir ihr Übelthäter! welches der Herr an jenem Tage zu denen sagen wird, welche zum Beweis ihrer Zugehörigkeit zur Gemeinde des Herrn auf die in seinem Namen vollbrachten Thaten sich berufen: Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt, haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben, haben wir nicht in deinem Namen viele große Thaten gethan?

Darum gilt es, daß wir, die wir den Gemeinden Gehilfen des Glaubens werden wollen, uns allewege prüfen, ob

wir das Geheimnis desselben in gutem Gewissen tragen, sonst könnte uns das Schrecklichste begegnen, daß wir andern predigen und selbst verwerflich werden. Davor behüte uns, lieber Herre Gott! Es gilt, alle Treue und allen Fleiß anzuwenden in der Ausübung unseres Berufes und gutes Gewissen zu bewahren bis ans Ende. Aber wenn wir das thun, so viel wir nur immer vermögen, sollen wir gleichwohl nicht meinen, daß wir etwas thun und ausrichten können, als durch uns selbst. Unser Dienst, den wir thun, ist weiter nichts als ein Pflanzen, wie Paulus bei Gründung der Gemeinde gethan, und ein Begießen wie Apollo, der in Pauli Pflanzarbeit hernach eingetreten. Beide, der da pflanzet und der da begießet, sind einer wie der andere, nämlich nichts, wenn sie auf sich selber sehen, und Diener des Herrn, wenn sie auf ihren Beruf sehen. Etwas, d. h. alles in allem ist allein Gott, der das Gedeihen gibt. So sind wir also allein auf den Herrn angewiesen und auf seinen Segen. Wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herren sehen, wie die Augen der Magd auf die Hände der Frauen, also sehen unsere Augen auf den Herrn unsern Gott, bis er uns gnädig werde. So geziemt uns zu beten, als die da wissen, daß mit unserer Macht nichts gethan ist, nichts gethan mit unserer Kunst und Wissenschaft, mit unseren fein und vielleicht geistreich, nach allen Regeln der Homiletik ausgearbeiteten Predigten, — wir sind weit entfernt das alles gering zu achten —, der Herr ist es, der das Gedeihen gibt. Fehlt das, so ist unser Pflanzen und Begießen doch umsonst. Was bleibt uns anderes übrig, als mit Luther zu beten: Lieber Vater, in meinem Berufe ist dein Wort und Befehl. Darauf gehe ich hin und werfe heute mein Netz aus und lasse dich sorgen, wie es geraten werde. Ich bitte allein daneben, gib deinen Segen und das Gedeihen dazu.

Darum hoffen wir von unserm Dienst, den wir thun, nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig. Nicht zu viel. Diese Gefahr, zu viel zu hoffen, ist die geringere. Wir kommen manchmal in unserm Kleinglauben dahin, daß wir gar nichts, oder gar nichts mehr hoffen. Ist der Barometer unserer Hoffnung so tief gesunken, dann ist es aus mit unserer Berufsfreudigkeit und gibt es keinen traurigeren Dienst als den unsrigen; denn wer arbeitet gern umsonst. Nein, nicht zu viel hoffen heißt nicht: nichts hoffen. Der Teufel hat ein großes Reich und ist ein gewaltiger Herr und hat viele, die in seinem Reiche unter ihm leben und ihm dienen und bis zu dem heutigen Tag geht sein Absehen darauf, die Pflanzung der Diener Gottes zu verderben, als der Feind, der Unkraut säet zwischen den Weizen. Und die Welt wird Welt bleiben,

so lange sie stehen wird: sie liegt im Argen auch heute noch. So wird es zu aller Zeit Feindschaft und Widerspruch geben und Verwüstung unserer Pflanzung, d. i. Gottes durch uns. Das sollen wir wissen: der alt böse Feind wird sich nicht bekehren, er bleibt immer derselbe, wie auch die Welt, seine Braut. Wer das weiß, der wird vor Täuschung bewahrt. Hoffe nicht zu viel!

Aber auch nicht zu wenig! Ringsum sieht unser Auge nichts als Totengebeine und doch regt sich geheimes, verborgenes Leben darunter, wir sehen es nur nicht. Der Geist, der im Worte wirkt, hat, das ist seine Art, so ganz im Verborgenen seine stille Arbeit an den Herzen. Dann und wann bricht es hervor, wie die Sonne durch das Gewölk. „Daß ich", so soll der sel. Löhe bisweilen gesagt haben, „daß ich meinen Bauern doch nicht umsonst gepredigt habe, das habe ich an ihren Sterbebetten gemerkt." Uns, seine Diener, läßt es der liebe Herr auch bisweilen merken. Das sind Trost- und Erquickungszeiten, die unsere Hoffnung beleben und den Mut uns stärken, wenn er sinken will. Und wem sinket er nicht zuweilen? Dir und mir und einem jeden unter uns. Aber getrost und unverzagt! Wir richten nicht nichts aus, sondern mehr als wir meinen. Es kann des Herrn Wort nicht leer zu ihm zurückkommen, sondern muß ausrichten, wozu er es sendet. Darum, predige das Wort, halte an, es sei zur rechten Zeit oder zur Unzeit, strafe, dräue, ermahne mit aller Geduld und Lehre. Unverdrossen gepflanzt und begossen, an Gedeihen wird es nicht fehlen! Die Ewigkeit wird es ausweisen.

Und wenn ich nun, ehrwürdige und geliebte Brüder, dann und wann als Vorstand unseres Dekanatsbezirks hinauskomme zu Euch und Euren Gemeinden, so wisset das von vornherein, daß eben das als die schönste Seite meines dekanatamtlichen Berufes mir erscheint, Zeuge zu sein Eurer Arbeit in dem Herrn, und mein Absehen soll es allzeit sein, Eure Pflanzung ein wenig begießen zu helfen nach dem Maß der Gabe, die mir verliehen ist. Ihr werdet allezeit an mir einen Genossen Eurer Freude haben, wenn Ihr von Gedeihen eurer Arbeit, Eures Schmerzes, wenn ihr von Hemmung und Störung eurer Pflanzung berichten müßt. So mir Gott Gnade gibt, will ich's nicht fehlen lassen an Stärkung und Ermunterung zu unverdrossener Arbeit in dem Herrn. Ich hoffe von den Kirchenvisitationen, die nach bestehender Ordnung in unserer Landeskirche in jeder Pfarrei alle 2 Jahre zu halten sind, nicht zu viel, aber ich will mich auch mit allem Fleiße davor bewahren, zu wenig oder nichts zu hoffen.

„Wer ist nun Paulus? Wer ist Apollo? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden und dasselbige, wie der Herr einem jeglichen gegeben hat. Ich habe gepflanzet, Apollo hat begossen, aber Gott hat das Gedeihen gegeben. So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt. Der aber pflanzet und der da begießet, ist einer wie der andere. Ein jeglicher aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit. Denn wir sind Gottes Gehilfen; ihr seid Gottes Ackerwerk und Gottes Gebäu."

II.

Krankenbesuch und Krankenseelsorge.

„Ich bin krank gewesen,
und ihr habt mich besucht."
Matth. 25, 36.

Von dem Krankenbesuch und von der Krankenseelsorge möchte ich heute ein Wort zu Ihnen, ehrwürdige und verehrte Brüder, reden. Dabei hoffe ich allerdings so zu reden, daß mein Wort beiden, den Trägern des h. Amtes und den Vertretern unserer Gemeinden, von einigem Gewinn sein möchte.

Daß man die Kranken besuchen und für ihre Seele sorgen solle, erfordert schon die allgemeine Menschen- und Nächstenliebe, und also zu thun ist Pflicht aller Christen. Denn es ist ja nicht so, daß wir Christen als einzelne kalt und teilnamslos nebeneinander hergehen, als ginge uns des andern Wohl und Wehe durchaus nichts an. Wer sagen könnte: Was geht mich der an! Bin froh, daß ich nicht in seiner Lage bin! Mag er zusehen, wie er sich selber rate und helfe! — der hätte von dem barmherzigen Samariter noch nichts gelernt. Und solche kalte, herzlose, in Selbstsucht verknöcherte Gemüter gibt es nur allzuviel auch unter den Christen. Wer aber gerne sich halten möchte nach der apostolischen Mahnung: Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden, der leidet mit, wenn ein Glied leidet, wie er sich mitfreuet, wenn ein Glied herrlich gehalten wird. Die Kranken aber bedürfen vor allem unserer Teilnahme und unseres Zuspruchs. Wenn du hörst, daß dein Nachbar krank darnieder liegt, kannst du wochen-, monatelang an seinem Hause vorübergehen so und so oft, ohne auch nur einmal deinen Fuß über seine Schwelle zu setzen und dich persönlich nach seinem Ergehen zu erkundigen? Denkst du nicht daran, wie schmerzlich du

es empfinden würdest, wenn du auf deinem Bette krank darnieder lägest, und niemand sähe sich nach dir um? Mag sein, du kannst ihm nicht helfen. Aber hast du denn noch nicht erfahren, wie wohlthuend auf das Gemüt eines kranken Menschen ein freundliches Wort der Teilnahme wirkt? Zudem gibt es auch eine heilsame und gesegnete Laienseelsorge am Krankenbett. Wie mancher ehrwürdige, in der Schule des Lebens und der Erfahrung gereifte, in Gottes Wort heimische Mann hat schon in aller Schlichtheit und Einfalt Seelenpflege an kranken und sterbenden Mitchristen geübt, denen vielleicht das geistliche Amt mit seiner berufsmäßigen Thätigkeit nicht, oder noch nicht beikommen konnte! Wie manches fromme Mütterchen, das, jener Hanna gleich, nimmer vom Tempel kam und Gott dienete mit Fasten und Beten Tag und Nacht, hat schon Gottes Trost aus Seinem Wort und der Lieder Schatz wie lindernden Balsam eingeträufelt in das beschwerte Gemüt kranker Menschen! Wollte Gott, wir hätten in unseren Gemeinden mehr solche geschickte Gehilfen und Handlanger in der Kranken- und Seelenpflege! Wie wollen die berufenen Diener des Wortes in unseren größeren Städten herumkommen und alle die Kranken bedienen, die da und dort in den Häusern liegen oft in weiten Entfernungen auseinander? Viele bleiben schließlich doch angewiesen auf den Trost und Zuspruch frommer Mitchristen. Und die Mahnung dazu können alle Jünger und Jüngerinnen Jesu aus seinem Worte herauslesen: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht."

Freilich müssen wir sofort sagen: der Krankenbesuch und die Krankenseelsorge gehört zur Berufsthätigkeit des geistlichen Amtes. Diese Thätigkeit ist des Amtes Pflicht und Aufgabe. Der Herr Jesus hat das Evangelium gepredigt und die Kranken geheilt. Sein Herz war allewege bei den Armen und Elenden. „Er ging umher im ganzen galiläischen Lande, lehrete in ihren Schulen und predigte das Evangelium vom Reich und heilete allerlei Seuche und Krankheit im Volke. Und sein Gerücht erscholl in das ganze Syrienland. Und sie brachten zu ihm allerlei Kranke, mit mancherlei Seuchen und Qual behaftet, die Besessenen, die Mondsüchtigen und die Gichtbrüchigen, und er machte sie alle gesund." (Matth. 4, 23—24.) Als der Herr seine Jünger aussandte, sprach er zu ihnen: „Gehet und prediget und sprechet: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Toten auf, treibet die Teufel aus" (Matth. 10, 7. 8). Die Apostelgeschichte bezeugt, daß sie allezeit also gethan haben. Freilich, wir können das nicht, was sie gekonnt, obwohl nicht wird geleugnet werden

können, daß es auch in der nachapostolischen Zeit bis herauf in unsere Gegenwart einzelne gottbegnadete Männer gegeben hat, welche mit der Kraft ihres Gebets und mit Handauflegung Kranke wirklich geheilt haben. Aber das sind einzelne und zwar seltene Ausnahmen. Wir können und sollen nichts anderes thun, als mit Zuspruch und Gebet die Kranken zu dem führen, bei dem Trost, Rat und — Hilfe in aller Not zu finden ist.

St. Jakobus schreibt (5, 14. 15): „Ist jemand krank, der rufe zu sich die Ältesten von der Gemeinde und lasse sie über sich beten und salben mit Öl, im Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten, und so er hat Sünde gethan, werden sie ihm vergeben sein.“ Hiernach also soll das Verlangen nach dem Besuch und dem Gebet der Ältesten von dem Kranken ausgehen. Das wird allerdings zu aller Zeit das Rechte und Richtige sein. Aber wenn der Kranke ein solches Verlangen nicht äußert, wer soll es dann thun? Gewiß seine Angehörigen, nicht ohne des Kranken Zustimmung. Aber wenn auch diese es nicht thun, soll der Aelteste, d. i. der Geistliche, auch ungerufen kommen, oder nur gerufen, da man seine Dienstleistung niemandem aufdrängen soll? Die Frage ist wichtig, und jeder Geistliche muß darauf eine ganz bestimmte Antwort haben; denn davon hängt die Ausübung eines überaus wichtigen Teiles seiner Berufsthätigkeit ab. Ich für meinen Teil bin nicht geneigt zu sagen: Ich komme nur, wenn man mich ruft, sondern ich komme, sobald ich erfahre, da und dort ist ein kranker Mensch. Sehe ich, daß man meinen Besuch und Zuspruch durchaus nicht will, so thue ich nach Matth. 10, 14: „Und wo euch jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören, so gehet heraus von demselbigen Hause . . ., und schüttelt den Staub von euern Füßen.“ Freilich ist es erwünschter, gerufen zu einem Kranken zu kommen. Da weiß man ja von vornherein, daß man gern gesehen ist an dem Krankenbette. Aber viel wird versäumt, wenn man wartet und wartet, bis man gerufen wird. Über solchem Zuwarten ist so und so oft der Kranke hingestorben, und man hätte ihm doch im Sterben noch ein Lebenswort zurufen können.

Die Geistlichen in den Landgemeinden haben, — das wird die Regel sein, — von jeder Erkrankung sofort Kunde und wohl selten wird es geschehen, daß der Geistliche zu seinem Schmerze sagen muß: Ich habe gar nicht gewußt, daß die und die Person krank war. In den Städten ist es freilich ganz anders; da wissen wir's in den allerwenigsten Fällen und erfahren's erst, wenn „die Leiche angesagt wird.“ Und

gleichwohl hatten die Angehörigen vorausgesetzt, der Geistliche wisse von der eingetretenen Erkrankung, und wunderten sich, daß er nicht gekommen ist.

Was ist nun zu thun? Wir müssen auf jede nur mögliche Weise unsere (selbstverständliche) Bereitwilligkeit zum Krankenbesuch zu erkennen geben, müssen von der Kanzel aus und im Kirchenvorstande die Bitte aussprechen, uns die Ausrichtung unseres Amtes zu ermöglichen, müssen besonders und nachdrücklichst bitten, uns rechtzeitig zu den Kranken rufen zu lassen, müssen auch im Konfirmandenunterricht, wenn die Rede ist von der Krankenkommunion, die Verpflichtung der l. Jugend einschärfen, daß sie auf dem Krankenbette mit der Feier des h. Abendmahls nicht warten, oder später bei irgend einem erkrankten Mitglied ihres Hauses bezüglich des geistlichen Zuspruchs und der Abendmahlsfeier säumig seien, bis es zu spät ist, und der im letzten Moment noch schnell herbeigerufene Geistliche sagen muß: Es ist zu spät; der Kranke ist nicht mehr bei Bewußtsein. Sie hätten mich früher rufen lassen sollen. Wir müssen, so viel an uns liegt, schon im Jugendunterricht den Wahn zerstreuen, als müsse der Kranke sterben, wenn der Geistliche bei ihm gewesen und er das Abendmahl empfangen hat. Freilich sterben so und so viel gleich nach der Kommunion, weil man mit derselben gewartet hatte, bis dem Kranken der Tod auf der Zunge saß. Das Abendmahl hat nicht seinen Tod beschleunigt, es hat ihm aber zum Sterben Mut und Freudigkeit geben wollen und sollen.

Das eben Gesagte gibt mir Veranlassung, die weltlichen Vertreter unserer Gemeinden auf das angelegentlichste zu bitten, mit dahin zu wirken, daß Krankenbesuch und Krankenseelsorge wieder ausnahmslose Regel werde und kein Gemeindeglied hinsterbe, ohne den Trost des göttlichen Wortes und ohne das h. Abendmahl, dieses Arzneimittel der Unsterblichkeit, empfangen zu haben, es wäre denn, daß einer durch einen plötzlichen Tod dahingerafft würde. In Landgemeinden wird sich das leicht erreichen lassen, weniger in Stadtgemeinden.

Man fordert von einem Haushalter nicht mehr, denn daß er treu erfunden werde. Und der höchsten Ehre wert vor Gott und Menschen ist die Treue im kleinen. Dazu gehört unzweifelhaft der Krankenbesuch und die Krankenseelsorge. Wie oft ein Kranker zu besuchen ist, darüber läßt sich keine Vorschrift geben: es kommt eben auf die Art der Krankheit an und auf die Seelenzustände. Jedenfalls muß am Ende gesagt werden können: an geistlichem Zuspruch hat es dem Kranken nicht gefehlt. Die Erfahrung und die Übung

wird gewiß das Richtige an die Hand geben; es gibt auch hierin ein Zuwenig und ein Zuviel. Pastorale Weisheit wird vor dem einen, wie vor dem andern sich zu hüten wissen. Wie wir wünschen müssen, rechtzeitig gerufen zu werden, so müssen wir uns bemühen rechtzeitig, d. i. sofort zu erscheinen. Krankenbesuch, ich meine der erste, erleidet durchaus keinen Aufschub; wir wissen nicht, ob der kranke Mensch nicht schon mit dem Tode ringt. Dem Krankenbesuch muß alles andere schlechterdings nachstehen. Es thut weh, beim Eintritt hören zu müssen: Er, sie, ist eben gestorben, und dabei sich im stillen sagen zu müssen: Du hättest auch früher zur Stelle sein können. Warten konnte nur einer, bis der Kranke gestorben war: an dem gestorbenen Freund offenbarte er seine Herrlichkeit. Wir können einem kranken Menschen nur so lange etwas sein, als sein Odem aus- und eingeht. Darum nicht säumen!

Die gleiche Willigkeit und Bereitheit führe den Seelsorger in die elenden Hütten der Armen, wie in die Häuser der Reichen. Von den letzteren wird er ohnedem weniger begehrt, bei den ersteren findet er auch in der Regel leichter Eingang. Die gleiche Willigkeit und Bereitheit zeige er auch, wenn er zu einem mit einer ansteckenden Krankheit behafteten Menschen gerufen wird. Vorsicht mag ja immer geboten sein, aber seinen Weg tritt er an im Namen des Herrn, der das Amt befohlen hat und der auch schützen und bewahren kann vor der Pestilenz, die im Finstern schleicht, vor der Seuche, die im Mittag verderbet. Wir haben wohl schon alle solche gnädige Bewahrung auf unseren Berufswegen erfahren dürfen.

Die Armen und Elenden hat der Herr Jesus heimgesucht; die Hungrigen füllet er mit Gütern und lässet die Reichen leer. Die frommen Armen gehören zu den geringsten Brüdern des Herrn Jesu. Wer ihnen nachgeht auch in kranken Tagen, der geht sicherlich in den Fußstapfen seines Herrn, er sei ein Geistlicher, oder ein Laie, und wird dereinst das Wort zu hören bekommen: Ich bin krank gewesen, und du hast mich besucht. Auf den Wegen, die uns zu kranken Mitchristen führen, ist nicht viel zu finden, was unserer Eitelkeit und Eigenliebe schmeichelt, viel mehr aber, was uns in der Demut und in der Selbstverleugnung zu üben vermag. Unserem alten natürlichen Menschen wird es nicht immer leicht. Aber „der geringe Reiz, den die Krankenseelsorge der Eitelkeit und Eigenliebe bietet, erhöht ihre Schönheit und verstärkt ihre Verbindlichkeit" (Vinet).

Freundlichkeit ist, als eine Tochter der Liebe, wie diese eine Königin unter den Christentugenden. Sollen wir unsere

Lindigkeit kund thun jedermann, so ganz besonders den Kranken. Ein gutes Wort findet einen guten Ort. Dazu kommt die Barmherzigkeit, das Mitleid, welches fähig ist, sich in die Lage des Kranken zu versetzen und mit ihm zu leiden. Hier gilt: Weinet mit den Weinenden! So gewinnt der Seelsorger, oder wer es sonst sei, das Herz des Leidenden und das Herz, nicht bloß das Ohr desselben muß er haben, wenn er ausrichten soll, was er will. Nicht mit gleichgültigen Dingen wird er die Zeit vertreiben, so bereit er auch ist, die irdischen Angelegenheiten des Kranken und Sterbenden mit ihm und den Seinigen zu besprechen. Er ist überhaupt nicht Richter und Erbschichter über Mein und Dein, so wenig als sein Herr, am allerwengisten an den Sterbebetten. Seelsorge ist seine Aufgabe und zwar, das vergesse er nie, eine verantwortungsvolle. Ein gewaltiger Vorarbeiter und Wegbereiter ist eben die Krankheit: die eröffnet den Weg zum Herzen. Nun muß er seinem Gotte stille halten, der Vielgeschäftige, der nie Zeit hatte, nun muß er verzichten, der Vergnügungssüchtige, der alles mitmachen mußte, nun muß er entbehren, der Genußsüchtige, Ausschweifende, Wollüstige, der in gesunden Tagen den Becher der Lust ausschlürfte bis auf die Neige, nun muß der Fromme und Gottesfürchtige, der in guten Tagen sich zu dem Herrn bekannte, die Probe darauf machen, ob sein Christentum auf dem Fels, oder auf dem Sande ruht. Da wird es gelten, das Wort recht zu teilen und einem jeglichen seine Gebühr zu geben. Das wird nicht geschehen können, ohne den Seelenzustand des Kranken, soweit nur immer möglich, erforscht zu haben. Es ist nicht so leicht, die Gefühle und Empfindungen, die Befürchtungen und Hoffnungen, die Beklemmungen und Beängstigungen der einzelnen Kranken zu erforschen. Sie sind so verschieden, als ein Mensch von dem andern und stehen im innigsten Zusammenhang mit dem Vorleben, der Lebensführung und der Krankheitsart der einzelnen. Nur der könnte in jedem einzelnen Fall die rechte Seelenarznei bieten, welcher genau die Wirkungen kennte, welche die einzelnen Krankheitsarten auf das Gemüt auszuüben vermögen, und welcher von der Vergangenheit des Kranken eine genaue Kenntnis hätte. In den wenigsten Fällen wird das in den großen Stadtgemeinden möglich sein, in Landgemeinden schon eher, wenn ein Geistlicher eine längere Reihe von Jahren an einer und derselben Gemeinde wirkt. An Hilfsmitteln fehlt es übrigens nicht, welche dazu dienen können, im großen und allgemeinen den Zusammenhang zwischen Krankheit und Gemütsstimmung zu erkennen.

Leib und Seele gehören zusammen und wohnen bei-

sammen; der Leib ist die Herberge, das Gehäuse der Seele. Wir wünschen uns eine gesunde Seele in einem gesunden Leib. Das ist das höchste irdische Gut. „Gesunden Leib gib mir und, daß in solchem Leib ein unverletzte Seel' und rein Gewissen bleib.“ Wer aber will sagen, wie tief die Seele und wie fest sie in den Leib hineinverflochten ist! Erfahrung davon machen wir alle in einzelnen Fällen: wenn der Leib leidet, leidet die Seele auch mit, und leibliche Kur und Heilung hat nicht selten auch zur Heilung seelischer Zustände geholfen. Unter der Gebundenheit der Seele kann das leibliche Leben gar wohl gedeihen, nicht so das Seelenleben unter der Gebundenheit des Leibes. Davon wissen besonders die Irrenärzte zu reden. An dieser Stelle soll nur auf den engsten Zusammenhang hingewiesen werden, welcher zwischen Krankheit und Gemütsverfassung besteht. Im einzelnen Falle, das wird niemand leugnen, kann der Seelsorger für seine Thätigkeit am Krankenbette manchen Wink von dem Arzt empfangen.

Für die Gesunden und für die Kranken gibt es nur *eine* Seelenspeise: das Wort Gottes und das Gebet; dazu kommt das h. Altarsakrament. Nicht Kraut und Pflaster kann unsern großen Schaden heilen, aber das Wort unseres Herrn. Wie wir alle Tage das liebe Brot brauchen für unsern Leib, so brauchen wir das Wort Gottes für unsere Seelen. Die kranken Leute können nicht alle Speisen vertragen; es wird ihnen vom Arzt eine bestimmte Diät vorgeschrieben. Das wird der rechte Seelenarzt sein, der es versteht, den Kranken die rechte, die gerade ihnen und gerade *jetzt* ihnen zuträgliche Seelenspeise zu bieten. Da wird es also auf die rechte Diagnose ankommen, die sich lernt in der Schule der Erfahrung. Auf diesem Wege kann ein Seelsorger dahin kommen, das Wort recht zu teilen und jedem Patienten das zu geben, was ihm heilsam ist.

Es gibt eine ziemliche Zahl von Hilfsmitteln für die Seelsorge an den Krankenbetten, und es thut ein jeder gut daran, bei erfahrenen Männern sich Rat zu holen. Auch die Krankenseelsorge soll ein Gegenstand unseres Studiums sein; wir werden darinnen nimmer auslernen. Die Hauptsache wird aber immer sein, daß wir in der h. Schrift und ihren Kraft- und Kernsprüchen recht bewandert seien und in den unvergleichlichen Liederschätzen unserer Kirche. Das Liedeswort, welches Gottes Wort, beides Trost und Mahnung, bietet in gebundener Rede, schmiegt sich ganz besonders innig an das Herz des Kranken an und neben dem Liedeswort das Psalmwort. Das wissen wir alle aus Erfahrung, wir Geistliche, wie unsere Gemeindeglieder.

Laß die Schmerzen des Leibes noch so brennend, laß die Klagen der Seele noch so bewegt sein: sobald der längstbekannte Liedeston ans Herz dringt: Befiehl du deine Wege 2c., Wer nur den lieben Gott läßt walten 2c., Was Gott thut 2c., sobald der in Kreuz und Leid wohl erfahrene Psalmist seine Stimme erschallen läßt: Wie der Hirsch schreiet nach 2c., Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird 2c., kehrt ein wunderbarer Friede in das Gemüt ein, überströmt eine wunderbare Tragkraft das matte Herz, daß es immer wieder heißt: Ich kann leiden, ich will leiden, so lang mein Gott will. „Ja Vater, ja von Herzensgrund, leg' auf, ich will dir's tragen." So der große Kreuzträger vor uns und für uns, und wir, die Kleinen, ihm nach. Ich wollte, ich wüßte alle Kreuz- und Trostlieder unseres Gesangbuches, die unvergleichlichen, ich wüßte alle Psalmen auswendig. Das wäre Brots genug für alle Kranken, die ich je zu besuchen hätte. Man kann die Lieder, die Psalmen auch lesen, das ist wahr, man kann auch Gebete lesen, vorlesen. Niemand wird leugnen, daß das freigesprochene Liedeswort, daß das Herzensgebet unmittelbarer an die Seele dringt, als was wir lesen. Ist es doch gerade so mit der freivorgetragenen Predigt. Dabei soll das *gelesene* Gotteswort, Gebets- und Liedeswort in keiner Weise unterschätzt werden.

Soll man vom Tode, vom Sterben reden an den Kranken- und Sterbebetten? Man sollte wohl meinen, daß es des Seelsorgers h. Pflicht ist, wenn er anders sein will, was er heißt, ein Seelsorger. „Ach, Herr Pfarrer, sagen Sie nur nichts vom Sterben. Der Herr Doktor gibt ihm immer noch Hoffnung, und er selber hat die beste Hoffnung." Und da soll der Seelsorger auch mit einstimmen und sagen: „Es wird schon besser! Seien Sie nur unbesorgt!" — während er mit seinen Augen sieht, der Mensch ist vielleicht morgen schon tot? Hieße das einen Sterbenden vorbereiten auf den letzten, großen entscheidenden Schritt? Wäre das nicht die größte Unbarmherzigkeit und Grausamkeit? Wenn wirkliche Gefahr dem Leben droht, *muß* der Seelsorger dem Kranken es beibringen, damit er in dem letzten Stadium seines Lebens Herz und Sinn auf das Eine richte, was not thut.

Aber freilich: es ist nichts Kleines, sich sagen zu lassen: Du mußt jetzt sterben! Wir wissen alle, wie der Mensch hängt an der „süßen und freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens" und wie zäh er das liebe Leben festhält auch in der elendesten Gestalt. Nur noch ein paar Jährchen! Und wahrlich, es ist nichts Kleines, einem kranken Menschen zu sagen: Es ist dein letztes Lager! Du wirst von deinem Bette nicht wieder aufkommen! Da gehört ein barmherziges,

zartes Herz dazu, daß man die rechten Worte brauche, neben dem Ernst, den die gegenwärtige Stunde predigt, auch des Trostes nicht vergesse, der aufrecht hält im Anblick des Todes. Sind doch die Umstände, die das Sterben erschweren könnten, oft so herzbeweglicher, erschütternder Art! Wir haben es alle schon mit angesehen. Da gilt es weinen mit den Weinenden! Da gilt es mit glaubensstarker Hand in die Seele des Sterbenden Hoffnung des Lebens pflanzen, des ewigen, Tod und Grab überwindenden. Wer ist dazu geschickt, wer findet in dieser Scheide- und Entscheidungsstunde das rechte Wort! Da wird die Seelsorge ein verantwortungsvoller, schwerer Dienst.

Es war ein Fürst nach dem Herzen Gottes, der fromme, in der Kreuzesschule wohlgeübte Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin. Eine Ansprache, die er am 27. März 1863 bei der Jubelfeier der Veteranen von 1813 gehalten, charakterisiert den frommen Mann. „Welch einen Wunsch, sprach er, soll ich für Sie aussprechen? Langes Leben und Gesundheit? Sie werden mir antworten: Wir sind 60, 70 Jahre. Nun dann, so müssen wir unsere Blicke auf ernstere Dinge richten. Der Ernst schreckt den Soldaten nicht, sonderlich den nicht, der dem Tode in der Schlacht ins Angesicht gesehen. Er weiß, der Sieg kommt vom Herrn und die da fallen und die da siegen, stehen in seiner Hand, viele Ihrer Kameraden haben den ewigen Sieg über den bittern Feind schon errungen. Das ist also mein Wunsch, daß, wenn der Herr ruft, Sie den Sieg erringen mögen, unter unserem großen Führer Jesu Christo."

Das ist der Fürst nach dem Herzen Gottes, von dem ich rede. Welch ein köstliches Bekenntnis! Und was der Mund bekannte, war der treueste Ausdruck der Überzeugung seines Herzens. Das ist in den vielerlei Trübsalen, durch welche Gott ihn gehen ließ, am meisten auf seinem Sterbebette offenbar geworden. Mit der Großherzogin hatte er längst beredet, daß, wenn eines je von ihnen gefährlich erkranken werde, der andere Teil das nicht verschweigen solle. Der Großherzogin war die Krankheit anfangs durchaus nicht bedenklich erschienen. Erst die Mitteilung der Ärzte am Abend vor dem Todestage von dem „bedrohlichen Charakter", den die Krankheit angenommen, ließ sie mit dem erschütternden Gedanken der ernsten Todesgefahr rechnen. So fiel ihr denn das schwere Amt zu, den todkranken Gatten auf das nach menschlichen Gedanken nahe bevorstehende Ende zu bereiten. Als sie mit blutendem Herzen an das Krankenbette trat, redete sie der Großherzog mit den Worten an: „Ich glaube jetzt wird es Ernst", worauf sie bestätigend erwiderte: „Ja,

es wird Ernst!" Auf die weitere, gefaßte Frage des Kranken: „Wie lange habe ich noch zu leben; ich will es bestimmt wissen" — lautete die Antwort nach ärztlichem Urteil: „Noch wenige Stunden". Und nun bestellte der hohe Herr mit der Tapferkeit eines erlösten Christen, „der unter seinem großen Führer Christo" des Sieges sicher ist, Land und Haus. Er beschied — es war nachts etwa 1 Uhr — den Ministerpräsidenten Grafen v. Bassewitz, gab ihm die letzten Verfügungen als Regent, die letzten Wünsche seines Herzens für den in der Riviera Genesung suchenden Erbgroßherzog und trug ihm seinen Dank auf an sein geliebtes Land „für alle Liebe und Treue, die es ihm allewege gehalten habe". Seinen Adjutanten beauftragte er, zum Kaiser zu reisen und dort den Dank für alle empfangene Liebe und Güte auszurichten, auch zu melden, „daß die Inspektion des zweiten Armeekorps beschafft sei"; für seine persönlichen Diener hatte er die freundlichsten Abschiedsworte. Erschütternd war sein Abschied von der Großherzogin, von seiner greisen Mutter, welche, eine 80jährige Witwe, in ihm ihr letztes Kind sich mußte vorangehen sehen von den Kindern; aber es war immer der Abschied eines Glaubenshelden, der weiß, daß „er zum Herrn geht", daß, „was Gott thut, wohlgethan ist", daß auch die Seinen unter den Vateraugen Gottes bleiben. Mit voller Klarheit des Geistes, mit tiefer Bewegung seiner Seele empfing er dann aus den Händen seines langjährigen treuen Oberhofpredigers Jahn die Absolution und das h. Abendmahl und entschlief, wie er es sich gewünscht, unter den lieblichen Klängen der vom Schloßchor auf sein eigenes Begehr gesungenen Lieder unserer Kirche: „Wenn ich einmal soll scheiden" 2c. und „Ach, Herr, laß dein lieb Engelein" 2c. still und schön. Wahrlich, das war kein Sterben, das heißt „leben, ob er gleicht stirbt". Ach daß unser Ende werden möchte, wie das Ende dieses Gerechten (Luthardt, Ev. luth. Kzeitung 1883 Nr. 19 S. 437 u. 438). — Ob man bedenklich Erkrankte an ihr Ende schonend erinnern solle, war die Frage. Wollte Gott, alle nähmen eine solche Erinnerung hin, wie dieser Fürst nach dem Herzen Gottes!

Eins wenigstens sollten wir alle daraus lernen: wir sollten die uns am nächsten Stehenden heilig verpflichten, es uns bei schwerer Erkrankung zu sagen, wenn es Ernst wird, damit wir die wenigen uns noch gelassenen Stunden unserer Umgebung zum Segen und uns selber zum Heil anwenden können.

Wo es ist, wie es sein soll, wird in der Regel die Seelsorge an den Kranken- und Sterbebetten zur letztmaligen Feier des h. Abendmahls, zur Krankenkommunion führen. Es gibt Gemeinden, in denen nicht leicht jemand stirbt, ohne

noch einmal die letzte Wegzehrung, „das Arzeneimittel der Unsterblichkeit", empfangen zu haben. Es gibt aber auch Gemeinden, wo das, was anderwärts die Regel ist, die Ausnahme bildet. In den großen Städten stirbt die Mehrzahl ohne seelsorgerlichen Zuspruch und ohne das h. Abendmahl begehrt zu haben. Das hängt zum Teil zusammen mit dem oben Gesagten, zum Teil aber hat es seinen Grund in der schrecklichen Indolenz, welche so viele überhaupt gegen die Kirche, gegen Gottes Wort und die h. Sakramente an den Tag legen. Sie können ohne das alles leben und auch — sterben. Warum denn nicht?

Die Gnadenmittel, die der Herr zu unserm Heile verordnet hat, werden niemandem aufgedrängt. Ihr Gebrauch hängt ab von dem freien Entschluß des Einzelnen. So muß eben auch der Sterbende das letzte Abendmahl empfangen *wollen*. Das Verlangen darnach in ihm zu erwecken, wird die Sorge der Angehörigen und des Seelsorgers sein. Der letztere kann nur sagen: Ich werde kommen zu jeder Zeit, bei Tag und bei Nacht, sobald man mich ruft. Aber freilich muß immer wieder gesagt werden: Nicht zu lange warten! Heut lieber, als morgen! Wer weiß, ob morgen noch Zeit ist. Wir werden nicht selten an Sterbebetten erst dann gerufen, wenn der Mensch schon auf der Schwelle zwischen Zeit und Ewigkeit steht und kaum mehr im stande ist, seine Gedanken zu sammeln. Das aber muß der können, welcher beichten und das h. Abendmahl empfangen will. Es geschieht manchmal, daß wir nur noch über dem Sterbenden beten können; zu weiterem ist die Möglichkeit nicht mehr gegeben.

Wenn aber ein Sterbender, rechtzeitig an sein nahes Ende erinnert, mit den Seinen noch einmal in der h. Abendmahlsfeier sich vereinigt, so wird das ihm und ihnen nicht bloß zum Segen, sondern zur Stärkung gereichen, wenn das letzte bittre Stündlein kommt, das den Angstschweiß auf die Stirne treibt. Was kann größere Sterbensfreudigkeit geben, als das im h. Abendmahl neugestärkte Bewußtsein, dessen im Leben und Sterben zu sein, der Sünde und Tod überwunden, der Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht und seinen Gläubigen die Pforte der ewigen Heimat erschlossen hat!

Hiermit lassen Sie mich meinen Vortrag schließen. Nur einzelne, wohl im ganzen unwidersprochene Gedanken wollte ich Ihnen nahe legen, in einer Angelegenheit, welche nicht bloß uns Geistliche, sondern auch unsere Gemeindeglieder aufs tiefste berührt. Was ich aber in dieser so hochwichtigen Sache gesagt habe und was wir je darin thun, sei und bleibe gestellt unter das Wort unseres Herrn:

„Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht."

III.

Die Beichte.

„Bekenne einer dem andern seine Sünde und betet für einander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ Jak. 5, 16.

Heute ist es ein Wort aus dem Alten Testamente und ein Wort aus dem Neuen, das ich an die Spitze meines Vortrages stelle, jenes ein Wort aus dem Munde eines Großen im Hause Israels, groß durch seine Stellung, groß durch seine Thaten, groß durch seine Gottesfurcht und Frömmigkeit; er heißt der Mann nach dem Herzen Gottes. Tief war sein Fall, seine Buße nach dem Fall nicht minder tief und herzgründlich, also daß alle gefallenen Sünder aller Zeiten an seiner Buße lernen können. Dieses, das neutestamentliche Wort, das ich meine, ein Wort nicht eines Großen im Hause Gottes, sondern des Größten im Himmel und auf Erden, nicht eines Sünders, welcher der Buße bedarf, wohl aber eines Sünderfreundes, der die bußfertigen Sünder aus dem Staub erhebt und an sein Herz zieht, dessen sündenvergebende Heilandsliebe alle begnadigten Sünder in Demut preisen, wo sie sich immer auf Erden finden, preisen alle zu der oberen Gemeinde im Himmel versammelten Gotteskinder.

„Ich sprach: Ich will dem Herrn meine Übertretung bekennen, da vergabst du mir die Missethat meiner Sünde.“ Ps. 32, 5. Das ist das alttestamentliche Wort, ein Wort Davids, des Königs von Israel.

„Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben“. Matth. 9, 2. Das ist das neutestamentliche Wort, ein Wort des Sohnes Davids, der auch Davids Herr ist, aller Sünder einziger und seliger Trost.

Von der Beichte

lassen Sie mich heute kürzlich zu Ihnen reden. Nur einige schlichte und einfache Gedanken möchte ich zum Ausdruck bringen so zwar, daß wir alle einen Segen davon haben, wie ich herzlich wünsche. Da die Beichte eine Sache aller ist, so bringen auch alle, die geistlichen und die weltlichen Glieder unserer Synode, dieser hochwichtigen Angelegenheit das gleiche Interesse und die gleiche Teilnahme entgegen.

Die Beichte ist so alt, als das sündige Menschengeschlecht ist. Denn Beichten ist deren Sache, die gesündigt haben. Diese besinnen sich auf sich selbst; sie haben es mit sich, mit ihrer Person, mit ihrem Ich zu thun. Denn nach tiefsinnigem deutschen Sprachgebrauch, sagt Zezschwitz in seiner Christenlehre, bezeichnet das Wort „beichten" eben das, was jedem ernsten Christen dabei die Pflicht der Selbstprüfung von selbst auflegt. „Be-ichten" heißt bekennen, wie es um das Verhältnis des eigenen „Ich", d. h. der Person zu Gott steht, und ist damit die Aufgabe der Selbstprüfung in innerlichster Weise bezeichnet.

Aber der Mensch, welcher gesündigt hat, welcher mit seinem Ich von seinem Gott abgekommen ist, braucht einen Führer, der ihn wieder zu Gott bringt. Sonst bleibt er dem fern, in welchem sein Friede ruht und von welchem getrennt zu sein, seines Herzens Unfriede ist, auch wenn er es nicht gesteht. Eure Sünden scheiden euch und euren Gott von einander. Ist Gemeinschaft mit Gott unsere Seligkeit, so ist Trennung von Gott das Gegenteil davon. Was für einen Dienst leistet der mir, welcher mir wieder zu meinem verlorenen Frieden verhilft, welcher mich beichten lehrt! Beichtvater nennen wir einen solchen und den Beichtenden das Beichtkind. Also Vater und Kind. Das bezeichnet das innigste Verhältnis. Das Kind redet mit dem Vater, darum geht ihm sein Herz auf, daß es getrost und mit aller Zuversicht bittet, und das Vaterherz steht ihm alle Wege offen. Zwischen dem Beichtvater und dem Beichtkind soll ein Verhältnis des gegenseitigen Vertrauens obwalten; denn zum Beichten gehört Vertrauen. Vielfach ist nur das Wort übrig geblieben, von der Sache selber wenig. Vielfach, sage ich. Es findet sich noch da und dort wahrhaft beichtväterliches Verhältnis, bei welchem Einblick in die Seele gestattet ist und Seelenführung, „Seelsorge" möglich ist. Und die ist doch nur da möglich, wo der „Seelsorger" weiß, was der ihm befohlenen Seele fehlt.

Wie Adam der erste Sünder war, so war der heilige Gott der erste Beichtvater. Mit dem Sündenfall regt sich die

Stimme des Gewissens; des Gewissens erste Äußerung ist Unfriede des Herzens und dann die Furcht vor Gott. Dem Sünder muß klar und deutlich zum Bewußtsein gebracht werden, daß er nicht da ist, wo er nach Gottes Willen sein soll, daß er auf dem Irrweg ist, der in das Verderben führt. Das Thema der ersten Beichtrede, daß ich so sage, die in der Welt gehalten worden ist, ist die Frage: Adam, wo bist du? Das ist eine Gottesfrage, ihren Anknüpfungspunkt hat sie in dem Gewissen des zu Gott geschaffenen Menschen, in dem dem Menschen anerschaffenen Gewissen, dessen er sich nicht entledigen kann. Was gäbe mancher darum, wenn er's könnte! Der mächtigste Bundesgenosse unserer Predigt und unser Seelsorge ist und bleibt das Gewissen. Wir richteten nicht das Geringste aus, wenn die, mit denen wir handeln, kein Gewissen hätten. Beichten heißt, von dem eigenen Gewissen überführt, seine Sünde bekennen.

Aber da das Gewissen leicht abgestumpft wird und einschläft, muß es immer wieder aufgeweckt und geschärft werden. Das geschieht durch jede Predigt des göttlichen Wortes, des Wortes, welches lebendig und kräftig ist und schärfer, denn kein zweischneidig Schwert und durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Das geschieht allermeist durch die Beichtrede. Und das Thema jeder echten und rechten Beichtrede wird immer wieder die Frage sein: Mensch, wo bist du? Und wo diese Frage eindringt ins Gewissen, — man kann sie ja auch abweisen —, da muß es zur Umkehr, zur Rückkehr kommen. Da schließt sich die bittende, mahnende Stimme wie von selbst an: Kehre wieder, kehre wieder. Gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße! Buße aber ist doch nichts anderes als Umkehr, Rückkehr auf den verlassenen guten Weg, μετάνοια, Sinnesänderung, ist Heimkehr ins Vaterhaus. Da erst wird der Seele wieder wohl. „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!" Diesen heiligen Entschluß soll die Beichtrede, sie nicht allein, aber vorzugsweise sie, in der Seele wirken.

Dazu ist ihr ein Doppeltes gegeben: Gesetz und Evangelium.

Das Gesetz zunächst. In unserer libertinistischen, dem Gesetze abholden Zeit, wo man um das göttliche Gesetz sich nicht viel mehr kümmert und darum auch leichthin die Schranken menschlicher Gebote mißachtet, sollte mehr, als es gemeiniglich geschieht, der Ernst des göttlichen Willens durch das: Du sollst und Du sollst nicht! den Leuten zum Bewußtsein gebracht werden. Denn es ist in der That so: ein offenes Ohr für den gnädigen Willen Gottes hat nur, wer

zuvor ein offenes Ohr gehabt hat für den heiligen Willen Gottes. Und ganz besonders sollte dieser heilige Gotteswille in der Beichte zum Ausdruck kommen, sollte der Hammer, der Felsen zerschmeißt, geschwungen werden, sollte das Feuer in die Seele geworfen werden, das in die unterste Tiefe brennt. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß der Herzensboden derer, die wir in der Beichte vor uns haben, oft gar hartgetreten ist, und daß wir da mit Leisetreten nicht viel ausrichten. Da muß den Beichtenden immer wieder mit heiligem Ernst nahe gelegt werden, daß sie es mit dem zu thun haben, der Herzen und Nieren prüft und den Rat der Gedanken offenbaren kann, und der sein Gebot nicht ungestraft übertreten läßt. Kann es doch geschehen, daß auch ein sonst frommer und gottesfürchtiger Mensch mit argen, seelenverderbenden Sünden verflochten ist, ohne daß er es recht weiß, oder sich gesteht, oder viel sich daraus macht. Wie viele treiben Selbstbetrug mit ihrem Gottesdienst und gehen lange hin wie am Rande eines Abgrundes, bis sie hinabgestürzt sind. Und wenn es geschieht, so verwundern sich die Leute und sagen: Ei, wie war das nur möglich bei diesem frommen Menschen! War denn niemand da, der ihm zu rechter Zeit den Spiegel vorgehalten, daß er, so lange es noch Zeit gewesen, in sich gegangen wäre und Buße gethan hätte? Und wer hätte hierzu die erste Pflicht, wenn nicht der Beichtiger, zumal wenn er weiß, was für Sünden in seiner Gemeinde im Schwange gehen? Gewiß, wer wüßte es nicht, es kann trotz alledem alles hübsch beim Alten bleiben: der Hurer kann ein Hurer, der Ehebrecher ein Ehebrecher, der Geizige ein Geiziger bleiben; denn der Fürst der Finsternis ist ein großer Herr und der Teufel ein gewaltiger Machthaber und läßt nicht leicht einen los, den er einmal in seinem Netz gefangen hielt. Es ist immer wie ein Wunder anzusehen, wenn es einmal in Wahrheit heißt: Strick ist zerrissen und ich bin frei! Aber das ist die Sache: gesagt muß es werden, allermeist in der Beichtrede, immer wieder aufs neue, daß das alte Gottes-Gebot noch feststeht: Du sollst nicht ehebrechen, Du sollst nicht stehlen, Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten 2c. und daß sich daran nichts abfeilschen und abmarkten läßt. „Das sollt ihr wissen, daß kein Hurer, oder Ehebrecher, oder Unreiner, oder Geiziger, welcher ist ein Götzendiener, Erbe hat an dem Reiche Christi und Gottes.“ Das ist eine deutliche Sprache, das ist ein klarer Ton. St. Paulus führt diese Sprache, St. Paulus schlägt solchen Ton an. Da weiß ein jeder, wie er daran ist. Der macht nicht aus sauer süß,

aus schwarz weiß, er nennt nicht schlimme Laster mit wohlklingenden Namen, um sie damit ein wenig zu beschönigen, zu entschuldigen. Wehe, wenn sie am jüngsten Tage von einem unter uns sagen könnten: Er hat es mir nicht gesagt! Ist es aber gesagt, was zu sagen war und zwar mit deutlichem Ton, so werden die, so es trifft, keine Entschuldigung haben. Ich achte, es ist der einschneidendsten Worte eines in der ganzen heiligen Schrift, wohl geeignet, Mark und Bein zu durchdringen, Hesek. 3, 17—19: „Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel; du sollst aus meinem Munde das Wort hören und sie von meinetwegen warnen. Wenn ich dem Gottlosen sage: Du mußt des Todes sterben, und du warnest ihn nicht und sagest es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hüte, auf daß er lebendig bleibe: so wird der Gottlose um seiner Sünde willen sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Wo du aber den Gottlosen warnest und er sich nicht bekehret von seinem gottlosen Wesen und Wege, so wird er um seiner Sünde willen sterben; aber du hast deine Seele gerettet". Über dieses Gotteswort kann kein Prediger, kein Seelsorger, kein Beichtiger ohne Gewissensschärfung hinweglesen.

Also das Gesetz zuerst. Freilich gehört dazu ein in Gott gegründeter Mannesmut, frei von Menschenfurcht und Menschengunst, welche beiden oft den Mund zu verschließen geeignet sind. Johannes, der Bußprediger, hätte wohl mögen weiche Kleider tragen und in der Könige Häuser wohnen, wenn er geschwiegen hätte. Aber die Wahrheit war ihm mehr wert, als Menschengunst. „Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest." Das ist klar und deutlich geredet. Freilich, die Folgen muß er tragen. Nur wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort und nur, wer aus der Wahrheit, der höret der Wahrheit Stimme. O, wenn doch nur unsere Gemeinden im großen und ganzen der Wahrheit geneigter wären und weniger denen zürnten, die ihnen die Augen aufthun über ihren verkehrten Weg, als es gemeiniglich geschieht! O, daß sie williger wären, das Gesetz zu hören, in dasselbe als in einen Spiegel zu sehen und sich selbst zu prüfen! Welche Sünden soll man denn beichten? Das ist die letzte Frage des letzten Hauptstücks im Katechismus. Und die Antwort weist auf das erste Hauptstück zurück. Denn aus dem Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde. „Da siehe deinen Stand an nach den zehn Geboten, ob du Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Herr, Frau, Knecht, Magd seiest, ob du ungehorsam, untreu, unfleißig gewesen

seiest, ob du jemand leid gethan hast mit Worten oder Werken, ob du gestohlen, versäumet, verwahrloset, oder Schaden gethan hast.“ Luther hat im Jahre 1519 eine kleine Schrift herausgegeben: „Eine kurze Unterweisung, wie man beichten soll“. In dieser Schrift sagt er unter anderm: „Wenn man beichten will, so soll man bald allein die zehn Gebote für sich nehmen und sagen, wie man dawider gesündigt hab.“ Es ist höchst lehrreich aus dem Munde eines solchen Mannes zu hören, in welcher Weise nach seiner Meinung das Gesetz den Beichtenden zur Sündenerkenntnis verhelfen könne. Ich führe beispielsweise, da diese Schrift nicht allen Herren Synodalen zugänglich ist, das an, was er über das dritte Gebot sagt. „Also man soll sagen, wie man wider das dritte Gebot Gottes gesündigt hab: Du sollst den heiligen Tag feiern. Daß man Gott dem Herrn durch das Gebet, Meß und Predigthören, auch demütige Erseufzung für die Sünde nicht Statt und Raum geben hat; daß man an Feiertagen getanzt, gespielt und untugendliche Werk mit überflüssigem Essen und Trinken und Müssiggehen getrieben hat; daß man an Feiertagen leichtfertiger Handlung gewartet und unnütz Geschwätz, Umblaufen, Ziehen und Reisen getrieben hat; daß man an Feiertagen wider das Gebot der Kirchen ohne Not gearbeitet und gehandelt hat; daß man allein erdichte Feier, ohn Besserung der Seelen, allein mit Essen, Trinken und der Kleidung gehalten hat; und wie man mit Trägheit in dem Dienst Gottes gesündigt hat, welche Sünd auch wider alle andere Gebot Gottes ist.“

Mit dem Gesetz aber muß das Evangelium Hand in Hand gehen, wie überhaupt, so auch bei der Beichte. Denn die Beichte begreift, wie unser Katechismus sagt, zwei Stücke in sich: eines, daß man die Sünden bekenne, das andere, daß man die Absolution oder Vergebung der Sünden vom Beichtiger empfahe, als von Gott selber, und ja nicht daran zweifle, sondern fest glaube, solche Sünden seien auch dadurch vergeben vor Gott im Himmel. Nicht das Gesetz verkündigt die Absolution, sondern macht nur empfänglich dafür und verlänglich darnach; aber das Evangelium spendet sie ganz und voll. Denn Evangelium ist Heilsbotschaft. Und die Botschaft lautet: Jesus Christus ist in die Welt gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Diese Botschaft gilt allen und soll allen verkündigt werden, welche bußfertig und gläubig sie hören wollen. In diesen großen Schatz und reichen Ablaß, einzig und allein gewonnen durch das vollgültige Verdienst des Herrn, greift die evangelische Kirche hinein und holt für die armen Sünder Gnade um Gnade. Aller evangelischen Predigt A und O ist die große Lehre von der freien Gnade Gottes, von der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden

durch den Glauben, Röm. 3, 26.: So halten wir es nun ꝛc. Das ist die Lehre, von der man nicht lassen soll, es falle gleich Himmel und Erde, oder was nicht bleiben mag. In der Beichte strahlt sie im schönsten Glanze. Lassen wir allezeit ihren Glanz in die um ihre Sünden bekümmerten Seelen hineinleuchten.

Es gibt Schrecken des Gewissens, es gibt Niederfahrten zur Hölle, da uns die Bäche Belials umrauschen und der Feind das Leben verklagt, Zeiten, wo längst begangene und, wie es schien, längst vergessene Sünden wieder lebendig werden und wie Mauern uns umlagern und den Weg uns verzäunen, daß wir nicht vorwärts können. „Deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brauset, alle deine Wellen und Wasserwogen gehen über mich." In solchen Zeiten, Herr, wes soll ich mich trösten! Contritio cordis: das ist das erste Erfordernis bei der Beichte. Gewiß, so meinen wir Evangelischen es auch. Die Reue ist das Herz der Buße. „Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist, ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten." Cor contritum et humiliatum, Deus, non despicies. Confessio oris: das Bekenntnis des Mundes soll das Zweite sein. Gewiß, gewiß! „Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen, denn deine Hand lag Tag und Nacht schwer auf mir, daß mein Saft vertrocknete, wie es im Sommer dürre wird. Ich sprach: Ich will dem Herrn meine Übertretung bekennen, da vergabst du mir die Missethat meiner Sünde." Und abermals: „Wer seine Missethat leugnet, dem wird es nicht gelingen; wer sie aber bekennt und lässet, der wird Barmherzigkeit erlangen." Und das dritte Erfordernis: satisfactio operis, Genugthuung des Werkes, wovon die Vergebung abhängen soll. So sagt die katholische Kirche. Da sagen wir Nein und aber Nein. Da gehen unsere Wege auseinander. „Daß aber durchs Gesetz niemand gerecht wird vor Gott, ist offenbar; denn der Gerechte wird seines Glaubens leben." Nein, nicht durch des Gesetzes Werke, sondern durch den Glauben allein. Hier im Beichtstuhle, wo es sich um der armen Sünder Trost handelt, liegen die Anfänge des gesegneten, von den Widersachern bis zur Stunde übel geschmähten Reformationswerkes. Hier im Beichtstuhl unter den Schrecken eines geängsteten Gewissens, das sich vergeblich mit jener satisfactio operis, mit der Genugthuung der Werke zerplagte und zermarterte, sprangen zuerst die Quellen des evangelischen H e i l brunnens weil H e i l s brunnens, welche sich weit hinaus in die Lande ergossen und die durstenden Seelen erquickten. Hier im Beichtstuhl wurde das Ohr des Sünders wieder geöffnet für das längst vergessene Glaubensstück: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden", hier das

Ohr wieder geöffnet für das längst unter dem Schutt von Menschengeboten vergrabene Wort: „Sei getrost, mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben!“ Hier wurde der Blick wieder gerichtet auf die satisfactio operis, die Genugthuung des Werkes dessen, der für uns gelitten hat und gestorben ist.

Mein Jesus hat gelöschet,
Was mit sich führt den Tod,
Der ists, der rein mich wäschet,
Macht schneeweiß, was ist rot.
In ihm darf ich mich freuen,
Hab einen Heldenmut,
Darf kein Gerichte scheuen,
Wie sonst ein Sünder thut.

Nichts, nichts kann mich verdammen,
Nichts nimmt mir meinen Mut,
Die Höll' und ihre Flammen
Löscht meines Heilands Blut,
Kein Urteil mich erschrecket,
Kein Unheil mich betrübt,
Weil mich mit Flügeln decket
Mein Heiland, der mich liebt.

Das ist evangelischer Beichttrost. Das ist Salbe aus Gilead. Gehen wir die ganze katholische Kirche auf und ab: überall satisfactio operis, der Werke Genugthuung, nirgends vernehmen wir einen solchen sündertröstenden Liedeston, wie hier aus dem Herzen unseres großen Liederdichters P. Gerhard! — O, meine geliebten Brüder im Amte, selbst erfüllt im tiefsten Herzen von diesem friedebringenden Heilandstrost, der uns immer wieder neue Kraft gibt, aufzufahren mit Flügeln wie Adler, zu laufen und nicht matt zu werden, zu wandeln und nicht müde zu werden, und der uns dereinst Mut verleihen wird zum Sterben, wollen wir immer wieder uns freuen, solchen Sündertrostes Spender an die Mühseligen und Beladenen sein zu dürfen, insonderheit in der heiligen Beichte. Da sollen die, welche mit David von Herzensgrund bekennen: „Ich will dem Herrn meine Übertretung bekennen!“ immer wieder durch unseren Dienst das Wort des Heilands vernehmen: „Sei getrost, mein Sohn, meine Tochter, dir sind deine Sünden vergeben!“ Sie sahen niemand, als Jesum allein. So heißt es von den Jüngern, als sie von dem Berge der Verklärung herabstiegen. Die Beichtenden sollen zunächst in sich selbst sehen und dann auf Jesum allein. Wen suchen wir, der Hilfe thu'? Das bist du, Herr Christ, allein. — Und Sie, geliebte Vertreter unserer Gemeinden, möchten Sie und mit Ihnen unsere Gemeinden nie vergessen, welchen teuren, werten Schatz unser Luther wieder aus

dem Schutt herausgegraben hat, und möchten Sie und unsere Gemeinden allezeit, besonders in der heiligen Absolution, diesem andern Stück der Beichte, diesen Schatz reichlich genießen.

Schon im Jahre 1519, als er noch nicht völlig mit der römischen Kirche gebrochen hatte, hat Luther in der bereits erwähnten Schrift: „Eine kurze Unterweisung, wie man beichten soll" die Beichtenden lediglich auf die Barmherzigkeit Gottes verwiesen. „Zum Ersten," so beginnt diese Schrift, „zum Ersten soll ein itzlichs christlichs Mensch, das beichten will, sein meist's und grost's Vortrauen in die allerbarmherzigste Verheischung und Zusagung Gottes setzen und haben und festiglich glauben, der allmächtig Gott werd ihm seine Sunde barmherziglich vorgeben. Denn der heilige Prophet sagt im 25. Ps. (V. 7.) o Herr, du würdest mir mein Sund von wegen deines Namens gnädiglich vorgeben". Und am Ende heißt es: „Zum Zehnten steht die ganz Summa in dem, daß die Menschen selig sein, die ihr Vertrauen in Gott setzen und sunst wider (weder) in ihre Werk, noch einige Creaturen. Derhalben soll der Mensch lernen, daß er großer Vortrauen in Gottes Barmherzigkeit, dann (denn) in sein Beicht oder Fleiß habe; dann man kann nicht zu viel thun, vornehmen und vorwenden wider das vormaledeiet Vertrauen in unser Werk. Darumb sollen wir unser Gewissen gewöhnen, Gott zu vortraun, wann alles das der Meinung geschieht, daß man Gott glaubt und vortrauet, das ist Gott ganz angenehme und das ist Gottes Ehre, daß wir in Gottes Barmherzigkeit aufs allerstärkst vortrauen".

Der XI. Artikel der Augsburg'schen Konfession, dieser ersten und grundlegenden Bekenntnisschrift unserer evangelischen lutherischen Kirche, handelt von der Beichte. „Von der Beichte wird also gelehret, daß man in der Kirchen privatam absolutionem erhalten und nicht fallen lassen soll, wiewohl in der Beicht nicht not ist, alle Missethat und Sünde zu erzählen, dieweil doch solches nicht müglich ist. Ps. 19, 13.: „Wer kennt die Missethat?" In derselben Bekenntnisschrift im XXV. Artikel ist ausführlicher von der Beicht die Rede und zwar in ihrem Zusammenhang mit der Absolution. Ganz besonders wird betont, daß man Niemand dringen soll, die Sünden namhaftig zu erzählen. Das sei ja unmöglich und wird ein Ausspruch des Kirchenvaters Chrysostomus angeführt, welcher sagt: „Ich sage nicht, daß du dich selbst öffentlich dargeben, noch bei einem andern dich selbst verklagen, oder schuldig geben sollst, sondern gehorche dem Propheten, welcher spricht: Offenbare dem Herrn deine Wege Ps. 37, 5. Derhalben beichte Gott dem Herrn, dem wahrhaftigen Richter

neben deinem Gebet; nicht sage deine Sünden mit der Zunge, sondern in deinem Gewissen." Sehr ausführlich und eingehend handelt Melanchthon im XI. Artikel seiner Apologie über dieselbe Sache. Auch in den Schmalkaldischen Artikeln, 1537 von Luther verfaßt, findet sich gleichfalls ein Artikel „Von der Beicht" (VIII.), in welchem er ganz mit der Anschauung des Verfassers der Augsburger Konfession übereinstimmt. „Weil die Absolution oder Kraft der Schlüsseln auch eine Hilfe und Trost ist wider die Sünde und böse Gewissen im Evangelio durch Christum gestiftet, so soll man die Beicht oder Absolution bei Leibe nicht lassen abkommen in den Kirchen, sonderlich um der blöden Gewissen willen, auch um des jungen, rohen Volks willen, damit es verhöret und unterrichtet werde in der christlichen Lehre. Die Erzählung der Sünden aber soll frei sein einem jeden, was er erzählen, oder nicht erzählen will; denn so lange wir im Fleische sind, werden wir sagen: Ich bin ein armer Mensch voller Sünde Röm. 7. Denn dieweil die absolutio privata von dem Amt herkommt der Schlüssel, soll man sie nicht verachten, sondern hoch und wert halten, wie alle anderen Ämter der christlichen Kirchen." Was von der Beichte gelehrt wird, wissen wir alle von Jugend auf aus dem kleinen Katechismus Luthers. Die erste Frage lautet: Was ist die Beichte? Antwort: Die Beichte begreift ꝛc. Die zweite Frage lautet: Welche Sünden soll man denn beichten? Antwort: Vor Gott soll man aller Sünden ꝛc.

In unserer Zeit ist die Beichte eine sogenannte öffentliche oder allgemeine. Die Beichtenden melden sich an, oder lassen sich anmelden, so daß der Geistliche immer weiß, wen er vor sich hat. Weiß er unter den Angemeldeten einen öffentlichen Sünder, der durch seinen Wandel Ärgernis in der Gemeinde gibt, so kann er vorher unter vier Augen mit ihm reden und ihn auf seine besondere Sünde hinweisen, damit er das Sakrament sich nicht zum Gericht empfange. In großen Städten findet in der Regel gar keine Anmeldung statt. Da steht der Geistliche Unbekannten gegenüber und muß lediglich der Macht des in der Beichtrede verkündeten Wortes vertrauen, auch denen gegenüber, welche einer besonderen Gewissensschärfung bedürfen. An die Beichtvermahnung schließen sich die bekannten drei Beichtfragen von der Buße, vom Glauben und von dem Vorsatz der Besserung an, auf deren Beantwortung die Absolution und zwar ohne allen Vorbehalt sich anschließt. Da und dort ist noch die schöne Sitte, daß auch bei solchen öffentlichen Beichten die Absolution den Einzelnen unter Handauflegung gespendet wird, eine Übung, die man nicht sollte abkommen lassen. Von der Privat-

beichte im Sinne unseres Bekenntnisses, da man dem Beichtiger diejenigen Sünden bekennt, die man weiß und fühlt im Herzen, findet sich in unserer Kirche fast keine Spur mehr. Und das ist bitter zu beklagen.

Die katholische Kirche kennt bekanntlich keine andere Beichte, als die Ohrenbeichte. Es ist jedem katholischen Christen Gewissenspflicht, jährlich wenigstens einmal seinem ordentlichen Seelsorger seine Sünden namentlich zu beichten. Und auf diese Beichte hin empfängt er die Absolution und werden ihm die kirchlichen Bußungen zudiktiert. Die Beichte selbst ist ein gutes Werk und hilft schon um deswillen, daß es gethan wird. Wie viel heilloser Unfug mit diesem Beichtwesen getrieben worden ist, ist bekannt. Die Lehre von der Vergebung der Sünden aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum war ganz vergessen; die Werkgerechtigkeit und das eigene Verdienst hatte Christi Gerechtigkeit und Verdienst zurückgedrängt. Die Reformation hat den Zugang zur freien Gnade zunächst in der Beichte wieder eröffnet.

Die Ohrenbeichte im Sinne der katholischen Kirche kennt die evangelische Kirche nicht. Sie zwingt niemanden, seine einzelnen Sünden dem Beichtiger zu bekennen, aber sie verbietet es auch niemandem, sondern sie empfiehlt die rechte und richtige Privatbeichte, die darin besteht, daß der Beichtende einzelne Sünden dem Seelsorger bekennt, also doch auch gewissermaßen ins Ohr sagt, wie ein Geheimnis.

Es hat jemand eine besondere Sünde auf seinem Gewissen, die ihn drückt Tag und Nacht, daß er keine Ruhe hat; denn es liegt wie ein Bann auf seiner Seele. Schon oft ist er zur Beichte und zum Sakrament gegangen. Die Ruhe wollte nicht ins Herz kommen. Schon oft hat er die Absolution über die Menge hin, unter der auch er war, sprechen hören, es war ihm, als wäre es doch eigentlich ihm nicht vermeint. Da kommt er in seiner Gewissensangst zu seinem Seelsorger und sagt: Herr Pfarrer, ich habe etwas auf meinem Herzen, das möchte ich Ihnen beichten und für diese meine besondere Sünde möchte ich auch die besondere Absolution. Ich komme sonst nicht zum Frieden. Den Pfarrer möchte ich doch sehen, der auf ein solches Begehren erwidern wollte: Das geht bei uns Evangelischen nicht, das ist ja katholisch! Der möchte rein vergessen haben, was im Katechismus steht: „aber vor dem Beichtiger sollen wir allein die Sünden bekennen, die wir wissen und fühlen im Herzen". Nein, vielmehr wird er ihm gerne eine Zeit bestimmen, da er seine Beichte hört und wird ihm unter Handauflegung den Trost der Absolution spenden. Nun wird der arme, gequälte Mensch eher ruhig; denn nun hat er durch sein demütiges und reu-

mütiges Bekenntnis sein Herz erleichtert, nun hat er für diese seine Sünde den Trost der Vergebung empfangen. Ich sprach: Ich will dem Herrn meine Übertretung bekennen; da vergabst du mir die Missethat meiner Sünde.

Wollte Gott, angefochtene Gewissen benützten fleißiger den Heilsbrunnen der also gemeinten Privatbeichte. Gewiß, die Selbstmordstatistik würde nicht einen so schrecklichen Prozentsatz aufweisen, die Irrenhäuser würden nicht so überfüllt sein. Die arme Seele kann allein mit der auf ihr liegenden Last nicht fertig werden; sie vermag sich aus dem Gewirre der sich entschuldigenden und wieder anklagenden Gedanken nicht herauszuarbeiten; das arme, zerplagte, abgemattete und abgemarterte Menschenherz verzweifelt, und das Ende ist der Selbstmord oder die Nacht der Geisteszerrüttung. Es wäre nicht so weit gekommen, wenn der bejammernswerte Mensch es über sich vermocht hätte, jemandem — es muß nicht gerade der Beichtvater sein — sein Herz auszuschütten und Rat und Trost zu begehren. Das hätte wirken müssen wie eine heilsame Arznei, es hätte dem verzagenden Gemüte werden müssen, wie einem, der im dunklen Kerker sitzend auf einmal von einem freundlichen Sonnenstrahl berührt wird.

Warum hat er sich nicht erschlossen? Ach warum? Es gehört eben viel dazu, so tief in sein Herz schauen zu lassen, seine Schande vor Menschenohren zu gestehen. Es sträubt sich immer und immer etwas dagegen und hält zurück. Dazu die Furcht, es möchte weiter auskommen. Man sollte nie versäumen, im Konfirmandenunterricht, wenn das Stück von der Beichte an die Reihe kommt, es mit rechtem Nachdruck auszusprechen, daß wir Evangelischen auch ein Beichtgeheimnis haben, und daß jeder seinem Beichtiger sich vertrauen kann, ohne fürchten zu müssen, es werde durch denselben das Geheimnis seines Herzens weiter getragen. Man sollte nie versäumen, die Konfirmanden an den Segen der besprochenen Privatbeichte zu erinnern zumal in peinlichen Gewissensnöten. Wer weiß ob sich nicht der eine oder andere daran erinnert und inne hält, wenn er schon im Begriffe steht, den letzten verhängnisvollen Schritt zu thun.

Es wird viele Geistliche geben, die eine Privatbeichte, wie wir sie verstehen, nie gehalten haben. So selten sind sie. Ich selber war während meiner langjährigen Amtsthätigkeit nur zweimal veranlaßt, eine solche Beichte zu hören. Im einen Fall war es ein Mann zarten Gewissens, der die Pflicht einer Patenstelle nicht übernehmen wollte, ohne zuvor in einer Privatbeichte sein Gewissen entlastet zu haben. Ich war damals noch ein ganz junger Anfänger. Was wußte ich selber viel von einer solchen Privatbeichte. Es wird mir unvergeß-

lich bleiben, wie der ernste Mann zu mir in die Sakristei hereintrat, als ich eben im Begriff war, das Kind zu taufen, und zu mir sagte: Herr Stadtvikar (das war ich damals hier in Erlangen), ich möchte vor Ihnen eine Privatbeichte ablegen. Ich erschrak wirklich, faßte mich aber schnell und sagte zu ihm: So sage an, was du auf dem Herzen hast, vor dem heiligen Gott und mir, seinem Diener. Da fiel der Mann nieder auf seine Kniee, legte seine Beichte ab und ich absolvirte ihn.

Das andere Mal war's ein junger an der Schwindsucht dahinsterbender Mensch, 29½ Jahr alt. Im Oktober 1858 starb er, also vor 30 Jahren. Er begehrte auf seinem Sterbebette das heilige Abendmahl und wollte eine Privatbeichte ablegen. Alle seine Angehörigen entfernten sich. Die Schwindsucht hatte bereits jenes bekannte letzte Stadium erreicht, bei welchem die Sprache verfällt und nur noch ein leises, kaum vernehmbares Lispeln zu vernehmen ist. Ich hielt mein Ohr an seine Lippen, um ihn nur zu verstehen. Das war eine mir ewig unvergeßliche evangelische Ohrenbeichte. Nun konnte er mit dem Trost der Absolution ruhig sterben.

Es sei genug. Ich wollte ja nichts weiter als nur einige sich mir nahelegende Gedanken über die Beichte vortragen, welche etwa geeignet sein dürften, eine Besprechung über diese hochwichtige Angelegenheit zu veranlassen. Ich schließe mit dem Bekenntnis Davids, das ich an die Spitze meines Vortrags gestellt habe: „Ich sprach: Ich will dem Herrn meine Übertretung bekennen, da vergabst du mir die Missethat meiner Sünde" — und mit dem Worte des Heilandes, das allen bußfertigen und gläubigen Seelen vermeint ist: „Sei getrost! Deine Sünden sind dir vergeben!"

IV.

Jesus und die Kinder.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes". Mark. 10, 14.

Dem Thema meines heutigen Vortrages bringen wir alle ohne Ausnahme das gleiche Interesse entgegen. Wir lieben unsere Kinder, die uns Gott gegeben hat, wir hegen und pflegen sie und wir kennen keine größere Freude, als die über wohlgeratene Kinder, kein größeres Leid, als das über ungeratene Kinder. Wer den Herrn fürchtet, dem wird solches Glück verheißen: „Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet. Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hast es gut. Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Ölzweige um deinen Tisch her. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet. Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Leben lang und sehest deiner Kinder Kinder. Friede über Israel." Ps. 128. Wer seine Kinder wahrhaftig lieb hat und nicht bloß für deren zeitliches, sondern auch ewiges Wohl zu sorgen beflissen ist, der wird sie bald dem Heiland, dem großen Kinderfreund, zuführen, daß er sie segne. Und wen er segnet, der ist gesegnet.

Das heilige Jesuskind! So tief ist der ewige Gottessohn, der da wohnet unter der anbetenden Lobpreisung aller h. Gottesengel, in unsere menschliche Natur herniedergestiegen, daß er sich Mensch hat werden geboren lassen. Das Wort ward Fleisch. Kündlich groß wird dies Geheimnis bleiben. Empfangen von dem h. Geist, geboren von der Jungfrau

Maria. Nachdem nun die Kinder Fleisch und Blut haben, ist er es gleichermaßen teilhaftig geworden. So war er der Welt verheißen, als der Jungfrau Sohn. So hat ihn mit prophetischem Blicke jener alttestamentliche Evangelist geschaut. In heiliger Begeisterung ruft er aus: Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben! Nein, der war es nicht, über welchen die erste Mutter als über ihren ersten Sohn in hoher, heiliger Freude ausrief: Ich habe den Mann, den Herrn! Es galt ein jahrtausendlanges Harren und Warten; da und dort am nächtlichen Himmel ein heller Stern, der die Finsternis durchleuchtete und die Wege der Väter erhellte, bis er selber aufging am Himmel als der Stern aus Jakob, von welchem die Kirche singt: Wie schön leucht uns der Morgenstern voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn, die süße Wurzel Jesse. Erst mußte die Zeit erfüllet werden: die Welt mußte für das Heil, und das Heil für die Welt vorbereitet werden. Und als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe, arm und gering, geboren als ein Kind in diese Welt der Sünde und des Todes herein, so arm, daß auch der Ärmste unter den Armen nicht sagen kann, sein Heiland sei bei seinem Eintritt in die Welt reicher gewesen als er. Er ist auf Erden kommen arm, daß er unser sich erbarm und in dem Himmel mache reich und seinen lieben Engeln gleich.

In allen Stücken ist es uns gleich geworden, doch — ohne Sünde — das heilige Jesuskind. Wer will sagen, was das heißen will: ohne Sünde. Wir, in Sünden empfangen und geboren, können nur einigermaßen den Sinn und die Bedeutung dieser Aussage ahnen; verstehen und ausdenken können wir's nicht. Er hat keine Sünde gethan, sagt der Apostel, noch mehr: er hat von keiner Sünde gewußt. Von keinem ist solches je gesagt worden, von allen unseres Geschlechts gilt es: sie sind allzumal Sünder! Auch über den erstgeschaffenen Menschen wurde das göttliche Wohlgefallen offenbar. Es war alles sehr gut. Nach Gottes Bild war er geschaffen in Heiligkeit und Gerechtigkeit, in Unschuld und Seligkeit. Was ist daraus geworden? Das schöne Gottesbild ist nicht ganz hinweggetilgt, aber entstellt ist es bis zur Unkenntlichkeit. Wer hat das gethan? Hier in dem h. Jesuskind ist das schöne Gottesbild, zu dem wir erschaffen waren, wieder zur Erscheinung gekommen; er ist der neue Gottesmensch, der, in welchem das Menschheitsideal Wahrheit und Wirklichkeit geworden ist, der zweite Adam, der Anfänger einer neuen Menschheit. So ist er in die Welt eingetreten, ein Kind, ein wahrhaftiges Menschenkind, aber ohne Sünde. Siehe da, das h. Jesuskind!

Die Edelsten und Besten unserer Künstler haben ihre beste Kraft an die bildliche Darstellung der h. Geschichte gesetzt.

Der Edelsten und Besten einer ist jener glaubensinnige, wahrhaft fromme Julius Schnorr von Karolsfeld. Er hat unser deutsches Volk mit einem Werke beschenkt, das sich als eine laut redende Predigt ohne Zweifel auf die spätesten Geschlechter vererben wird: die Bibel in Bildern. Seinen Christenglauben und seine Christenliebe und seine Christenhoffnung hat er in diese Bilder hineingezeichnet. Während ich in den Jahren 1852 bis 54 in Dresden lebte, hatte ich das Glück, diesem Künstler von Gottes Gnaden näher zu treten. Einzelne seiner Bilder hat er mit uns jungen Theologen durchgesprochen. Unter diesen befand sich der jetzige Generalsuperintendent und Oberhofprediger Dr. Kögel in Berlin. Wir sahen einige dieser Bilder vor unseren Augen entstehen, die unvergleichlich herrlichen Bilder über den König David, den Psalmisten (Anbetung, Buße, Bitte, Lob und Dank.) Betrachten wir das eine Bild, die Geburt Jesu. Die Hirten waren nach Bethlehem gegangen, wie ihnen der Engel gesagt hatte. Dort finden sie das Kindlein in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend. „Ruhig schlummert es, die Hand aufs Herz gelegt. Ein himmlisches Licht umstrahlt sein Haupt und verklärt das Antlitz der Mutter, die mit seliger Wonne den Sohn ihres Leibes betrachtet, während sie knieend das Tuch, womit er zugedeckt war, zur Seite hält. Das Licht, welches die dunkle, schöngebaute Herberge erleuchtet, strahlt von dem Sterne nieder, welchen der Maler sinnbildlich im Stalle selber erscheinen läßt. Mit den Hirten, welche in höchster Spannung und Freude das Kind anblicken und das Wunder anbeten und entzückt das Auge von dem blendenden Anblick ausruhen lassen, schaut auch der über einen Steinsitz knieende Joseph, in betender Haltung ganz in Anschauung und Andacht versunken, hinter der Maria oben herein zu dem Kinde. Schneller aber als die Hirten ist eine Anzahl von Engeln herbeigekommen und hat sich an den zwei Fenstergewölben in kindlicher Weise niedergelassen, um recht nahe das Wunder genießen zu können, welches auch die Engel gelüstet zu schauen. Während nun aller Augen nach dem göttlichen Kinde suchen, nach dem holdseligsten Menschenkinde blicken und an ihm sich nicht satt sehen können, bemerken wir zu dessen Füßen ein von den Hirten herbeigebrachtes Lamm. Gebunden wie zur Schlachtbank, still und stumm liegt es da und erinnert uns, daß jenes Kind von Maria geboren ist, um zu leiden unter Pontio Pilato." (Dr. G. Merz.) So oft das liebe Weihnachtsfest kommt, stehen wir im Geiste vor diesem Bilde und sehen es an in staunender Bewunderung, in demütiger Anbetung.

Sehet dies Wunder, wie tief sich der Höchste hier beuget.
Sehet die Liebe, die ganz sich als Liebe nun zeiget;
Sie wird ein Kind, träget und hebet die Sünd';
Alles anbetet und schweiget!

Siehe das heilige Jesuskind! Und ihm gegenüber die Kinder, unsere Kinder.

Kinder sind eine Gabe des Herrn, sagt die Schrift. Es ist immer ein lieblicher Anblick: ein Elternpaar etwa an ihrem Ehejubeltag im Kreise ihrer Kinder und Kindeskinder. Siehe, Herr, wir und die Kinder, die du uns gegeben hast! Und wenn es vollends heißen kann: wir haben deren keines verloren, so ist das Glück wahrhaft herzerquickend und die anderen stehen teilnehmend dabei. Kindersegen ist nach der Schrift immer als besonderer Segen hingestellt: „Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also geraten die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat. Die werden nicht zu Schanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Thor.“ Ps. 127, 4—5. Und als Elisabeth noch in ihren alten Tagen dieses Glückes teilhaftig geworden war, da thut sie ihre Freude mit den Worten kund: „Also hat mir der Herr gethan in den Tagen, da er mich angesehn hat, daß er meine Schmach unter den Menschen von mir nähme.“ Luk. 1, 25. Wenn einem Ehepaar der Kindersegen von Gott versagt ist, so heißt es: sie leben in glücklichster Ehe, aber leider haben sie keine Kinder.

Wenn einem Elternpaar das erste Kind geboren wird, so ist das eine Freude, mit welcher keine andere verglichen werden kann. „Er wird sich freuen, wie sich einer freuet über seinen ersten Sohn.“ Es gibt keinen herzerquicklicheren Anblick als ein jugendliches Elternpaar an der Wiege ihres Erstgeborenen. Und ein kleines, zartes, hilfloses Kindlein, das mit Weinen die Welt begrüßt, in die es eintritt, — ein versiegeltes Geheimnis liegt es vor uns da, ausgestattet mit einem wunderbaren Reichtum schlummernder Gaben und Kräfte, welche der Entfaltung und Entwickelung harren, ein Leben, das Zeit und Ewigkeit in sich schließt, eine Welt im kleinen. Was meinest du will aus dem Kindlein werden? So morgenfrisch und sonnig leuchtet ihm sein erster Tag, wo und wie und wann wird ihm sein letzter erscheinen? Ach was für ein Weg liegt zwischen Anfang und Ende in der Mitte! Und wenn es sich einmal begibt, daß ein erstgeborenes Kind bald wieder von dem Herrn genommen wird, so ist das ein Schmerz des Elternherzens, dem kein anderer zu vergleichen ist. Leidtragen wie um einen ersten Sohn, sagt die Schrift.

Das Jesuskind und unsere Kinder sind darin einander gleich, daß sie beide Fleisch und Blut, wahrhaftige Menschen-

kinder sind, sie beide, er, der Herr und sie unsere Kinder. Und das Wort „wahrhaftig" betonen wir bei dem Jesuskinde, weil eben darin für uns und unsere Kinder ein besonderer Trost liegt. Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr. Das eine und das audere; nur in beidem kommt die volle Schriftwahrheit zum Ausdruck. Aber freilich unsere Kinder haben ein altes Erbe mit in dieses Leben hereingebracht, an welchem das Jesuskind keinen Anteil hatte, ein Erbe, von dem man im Sonnenschein ihrer ersten Lebenstage wohl nichts zu sehen vermag, zumal wenn das Auge der Liebe auf ihnen ruht, das aber nur zu bald sich geltend und das sonst so schöne und liebliche Menschenbild entstellt und unschön macht. Es gibt auf der Welt nichts Thörichteres, als dieses schlimme Erbe leugnen zu wollen. Allen Eltern demonstrieren es auch die besten Kinder vor ihr Auge, die Wahrheit jenes Gotteswortes: das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf und: was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch. Die Erbsünde erweist sich selbst als wirklich und wahrhaftig in dem Menschen wohnend und bedarf keines weiteren Beweises. Ein jeder muß sie sehen, auch die Eltern an ihren geliebtesten Kindern. So steht also die Sache so: das heilige, sündlose Jesuskind und unsere Kinder, sündhafte Menschenkinder! Die Sünde ist der schlimme Faktor, der in unser Leben unheilstiftend und verwüstend eingreift, der tausend hoffnungsreiche Blüten bricht und aussichtsreiche Ansätze zerstört, so daß er, wenn er ungehindert und ungebrochen seine Herrschaft übt, nichts übrig läßt als Jammer und Elend, als Tod und Verderben. Wir sehen manchmal vor unseren Augen ein solches verwüstetes und zerstörtes Menschenleben und sehen es mit Entsetzen. Also das ist aus dem feinen, lieblichen Kinde geworden, das ich vor Jahren in seinem Bettchen liegen sah, das seine Eltern auf die Arme nahmen in Wonne und Entzücken und an dessen Leben und Entwickelung sie tausend schöne Hoffnungen knüpften? Sie sind vielleicht längst dahin gegangen. Wer ihnen gesagt hätte, daß ihr Kind einen solchen Ausgang nehmen würde! Und wenn sie es erleben, — welcher Schmerz ist ihrem Schmerze gleich!

So kann es mit einem Menschenkinde gehen, so muß es nicht gehen und auch nur seltener gehet es also. Gottlob, daß wir nicht bloß vor dem Faktor der Sünde, der in dem Herzen unserer Kinder wirket, zu erschrecken brauchen, sondern daß wir uns auch der Wirkung eines andern Faktors getrösten können, der mächtiger ist als jener. Wo die Sünde mächtig

geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden. Sünde und Gnade, das ist der große Gegensatz, in welchen unserer Kinder Leben, wie unser eigenes gestellt ist. Von den Gnadenwirkungen, welchen, Gott sei Lob und Dank, das Leben und die Entwickelung unserer Kinder frühzeitig schon unterstellt ist, lassen Sie mich weiter zu Ihnen reden. Es knüpft sich alles an den, der als heiliges, sündloses Kind in diese Welt der Sünde und des Todes hereingeboren wurde.

„Und da acht Tage um waren, daß das Kind beschnitten würde, da ward sein Name genannt Jesus, welcher genannt war von den Engel, ehe denn er im Mutterleibe empfangen war.“ Luk. 2, 21.

Die Beschneidung war eine alte Gottesordnung, aufgerichtet zu der Zeit, als das Volk Gottes zu werden anfing. Aus der unreinen Völkerwelt sollte der erstgeborene Sohn Gottes, wie Israel genannt wird, ausgesondert und zum Dienste seines Gottes geheiligt werden. Unverbrüchlich sollte für alle Zeiten diese Ordnung aufrecht erhalten werden; wer sie bräche, sollte aus dem Volke ausgerottet werden. Die Beschneidung war also ein Zeichen der Aufnahme in die alttestamentliche Gottesgemeinde und der Zugehörigkeit zu ihr. An sie knüpfte sich die Anteilnahme an all den Verheißungen, welche dem Volke gegeben waren.

Das Jesuskind entstammmte diesem Volke: er ist der Same Abrahams, gekommen aus dem Hause Davids. Denn das Heil kommt von den Juden. Der aus diesem Samen gekommene Gottessohn wurde unter das Gesetz gethan, so wurde auch er dem Gesetze der Beschneidung unterstellt, damit er aller Welt erschien als ein Glied seines Volkes und als der Erfüller der seinem Volke gegebenen Verheißung. Diese Verheißung zielte auf Erlösung vom Gesetze und auf die Versetzung in den Kindesstand bei Gott, und eben darauf deutet sein bei der Beschneidung nicht erst gegebener, sondern zum erstenmal über ihn ausgesprochener Name Jesus, Heiland. Das sollte und wollte er seinem Volke sein, in das er durch seine Geburt eingetreten war.

Kaum in diese Welt der Sünde und des Todes eingetreten, werden unsere Kinder nicht bloß von warmer Elternliebe ans Herz genommen, sie werden auch von der ewigen Liebe ans Herz genommen, sie werden den Wirkungen der Gnade unterstellt, und das Ziel ist: Jesus, der Heiland seines Volkes und der Völker, soll unserer Kinder Jesus, Heiland werden. „Euer und eurer Kinder ist diese Verheißung und aller, die ferne sind, welche Gott der Herr herzurufen wird.“

Der alttestamentlichen Beschneidung entspricht das neutestamentliche Sakrament der heiligen Taufe. Getauft sind

unsere Kinder, Fleisch vom Fleisch geboren, wiedergeboren aus Wasser und Geist, eingepflanzt und eingeleibt in die neutestamentliche Gottesgemeinschaft, ja in Christum selber, als den guten Weinstock, aus welchem sie Leben, Kraft und Saft ziehen zum ewigen Leben, wie Paul Gerhardt in seinem Pfingstliede singt:

„Ich war ein wilder Reben,
Du hast mich gut gemacht.
Der Tod durchdrang mein Leben,
Du hast ihn umgebracht
Und in der Tauf erstickt,
Als wie mit einer Flute
Mit dessen Tod und Blute,
Der uns im Tod erquickt."

Getauft sind unsere Kinder teilhaftig geworden all der großen Verheißungen, welche dem Volke Gottes gegeben sind. Was gibt oder nützt die Taufe? Sie wirket Vergebung der Sünden, erlöset von Tod und Teufel und gibt die ewige Seligkeit allen, die es glauben, wie die Worte und Verheißung Gottes lauten. Christus hat uns das alles erworben durch sein heiliges Leben, durch sein unschuldiges Leiden und Sterben, wie wir bekennen: er hat mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels. Daß die Frucht seines Erlösungswerkes auch mir zu teil geworden ist, des hab ich ein untrüglich und gewisses Unterpfand an meiner h. Taufe. Gewiß auch durch das Wort des Evangeliums werde ich der Vergebung meiner Sünden, des Lebens und der Seligkeit versichert. Aber es gibt Zeiten tiefgehender Heimsuchung und Anfechtung, in denen das Wort im Herzen nicht fahen will, Zeiten, wo wir meinen, von der Gnade Gottes ausgeschlossen zu sein. Herr, deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen, alle deine Wellen und Wasserwogen gehen über mich. Was soll uns trösten? Es bleibt nur eines übrig, der Hinweis auf unsere Taufe. In dieser hat der dreieinige Gott eine That an uns gethan, die wird ihn nicht gereuen. Seine Verheißungen trügen nicht. Und ob wir auch hundertmal untreu werden, er bleibet treu, der Zugang zu seiner Gnade stehet uns kraft unserer Taufe immer offen, unsere Untreue hebt seine Treue nicht auf. Er, der rechte Vater über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, ist und bleibt mein Vater, er, der Heiland aller Sünder, ist und bleibt auch mein Erlöser, er, der Tröster aller Traurigen, bleibt auch mein Berater, und das alles kraft meiner Taufe, denn in den Namen des Vaters und des Sohnes und des h. Geistes bin ich getauft.

In diesen Namen sind unsere Kinder getauft. Das wollen wir nie vergessen bei unserer Erziehung, bei unserem Unterricht. Nicht blos wir arbeiten an ihnen mit aller Treue und mit den uns verliehenen Mitteln; mehr als wir und besser als wir im Stillen und Verborgenen die ihnen geschenkte Taufgnade. Die Keime und Anfänge zu allem Guten sind durch die neue Geburt, die Wiedergeburt, in sie hineingelegt. Jede gute Regung, jeder ernste Vorsatz, jede Empfänglichkeit für die Wahrheit, jede Willigkeit zur Bekämpfung sündiger Eigenart stammt von dem Geist der Wiedergeburt, der ihnen gegeben ist. Unsere erziehende Thätigkeit fängt also nicht mit einem Nichts an, nein das Fundament ist schon gelegt, das Beste ist ihnen schon gegeben. Es sehe ein Jeglicher, der mit Kindern zu thun hat, wohl zu, was er darauf baue. Es kann der edle Schatz des Gegebenen und Empfangenen auch verschüttet werden.

Können wir denn in Wahrheit sagen, daß das Geschlecht unserer Tage gebührend zu würdigen wisse, was die Kinder an ihrer Taufe haben? In unserer Zeit, wo in großen Städten Tausende von Kindern ohne den Segen der Taufe heranwachsen? Was für ein Geschlecht wird das geben, wir wollen einmal sagen in 50 Jahren! — Gottlob in unserer Stadt und in den Gemeinden unserer Diözese gehört die Verschmähung einer Taufe zu den Seltenheiten, wenn man gleich nicht sagen kann, daß unsere Gemeinden ein lebendiges Bewußtsein von dem Segen der Taufe haben. Die christliche Sitte ist doch noch zu tief gewurzelt, als daß ein Elternpaar leichthin seinem Kinde die Taufe entzöge. Freilich ist es in vielen Fällen weiter nichts als die christliche Sitte, was das h. Taufsakrament in seiner Übung erhält.

Wollen wir doch, geliebte Brüder im Amte, im Konfirmandenunterricht den lieben jungen Christen immer wieder das köstliche Kleinod der h. Taufe zeigen und anpreisen und immer wieder aufs neue den Trost ihnen zeigen, den sie daraus schöpfen können im Leben und im Sterben, daß sie es nicht bloß auswendig lernen, sondern daß sie es von Herzen sprechen das schöne Liedeswort Erdmann Neumeister's:

„Lasset mich mit Freuden sprechen:
Ich bin ein getaufter Christ,
Der bei menschlichem Gebrechen
Dennoch ein Kind Gottes ist.
Was sind alle Schätze nütze,
Da ich einen Schatz besitze,
Der mir alles Heil gebracht
Und mich ewig selig macht.“

Und das alles durch unseren Herrn Jesum. Also Jesus und die Kinder, unsere in Sünden empfangenen und geborenen, aber zum ewigen Leben wieder geborenen Kinder!

Als das Jesuskind, vierzig Tage alt, nach dem Gesetz Mosis im Tempel zu Jerusalem dem Herrn dargestellt worden war, ein Vorgang, welchem in der Christenheit die leider immer mehr außer Übung kommende Sitte entspricht, nach welcher christliche Mütter ihre neugeborenen Kinder bei ihrem ersten Kirchgang dem Herrn vorzustellen pflegen und „ausgesegnet" werden, ein Vorgang ferner, bei welchem jenes fromme Greisenpaar prophetische und segnende Worte über das Jesuskind aussprach, da lesen wir die Worte: „Aber das Kind wuchs und ward stark im Geist und Gottes Gnade war bei ihm." Luk. 2, 40.

Das ist alles, was uns von der Entwickelung des h. Jesuskindes in dem stillen verborgenen Nazareth gesagt wird. Es war eine heilige, sündlose Entwickelung. In die Entwickelung unserer Kinder greift die Sünde hemmend und störend ein. Wie oft müssen wir's schmerzlich beklagen. Bei ihm nichts von alledem. Gewiß eine rein menschliche Entwickelung war auch die des ewigen Gottessohnes, aber auf allen Stufen gottgemäß, auf allen Stufen das Ideal des Menschen Gottes verwirklichend. Leiblich und geistig nahm er zu, aber immer und überall ein begnadigtes Kind sonderlicher Art in allem seinen Thun. Die Sage und Legende hat seine Kindheitsjahre ausgeschmückt mit allerlei Wundern, die er verrichtet haben soll. Wir besitzen sogenannte apokryphische Evangelien in griech. und lat. Sprache, in denen uns dergleichen mitgeteilt wird, insonderheit das Evangelium des Thomas und das Evangelium von der Kindheit Jesu. Wir lassen uns genügen an dem kurzen Wort, welches uns St. Lucas über seine Entwickelung mitteilt. Wir brauchen weiter nichts. Dieselbe wird ohnedem ein verschlossenes Geheimnis bleiben, über das wir wohl nachdenken, das wir aber nie ergründen können. Die beiden Naturen Christi und ihr Verhältnis zu einander haben je und je das Nachdenken der Kirche beschäftigt, infolge dessen es auf den einzelnen Stadien der Erkenntnis zu symbolischen Festsetzungen gekommen ist, welche grundstürzende Irrtümer, bezüglich der gottmenschlichen Person des Herrn auszuschließen geeignet waren. Wir werden nicht sagen wollen, daß allbereits alle Rätsel gelöst und alle Geheimnisse erschlossen sind. Es wird bei aller Erkenntnis immer ein Glaubensartikel bleiben, höher als alles Verständnis und als alle Vernunft. Es ist bekannt, daß man nach dem Tode Melanchthon's auf seinem Schreibtische einen latein. Zettel fand, worauf er dasjenige sich aufgezeichnet hatte, was ihm den Ausgang aus diesem

Leben erleichtern könnte; zur Rechten: „Du wirst in das Licht kommen. Du wirst den Sohn Gottes anschauen. Du wirst jene wunderbaren Geheimnisse erlernen, welche du in diesen Leben nicht hast verstehen können, z. B. warum wir so erschaffen worden sind, und wie die Vereinigung beider Naturen in Christo beschaffen sei;" zur Linken: „Du wirst von der Sünde ablassen, du wirst von allen Mühseligkeiten befreit werden et a rabie theologorum, und von der Wut der Theologen."

Alle Entwickelung ist Geheimnis in Natur und Menschenleben; der betrachtende Geist kann Wunder an der Entfaltung einer Blumenknospe ebenso, wie an der Entfaltung eines Menschenwesens schauen. Kräfte von unten und Kräfte von oben wirken zusammen. Die Pflanze zieht aus dem Mutterboden, darauf sie steht, ihre Nahrung, von obenher empfängt sie, was ihr Fortkommen bedingt und ihr Gedeihen fördert: Luft, Licht, Regen und Thau des Himmels.

So ist es auch bei unseren Kindern: Himmel und Erde vereinigen sich zu ihrer Entwickelung. Von Natur sind sie eingepflanzt in den Mutterboden der Familie, der sie angehören. Sie haben von daher oft ein schlimmes Erbe empfangen, das ihre Entwickelung auf- und niederhält, oder höchst ungünstig, ja oft verderbenbringend gestaltet, andere wieder ein besseres, an welches die Kräfte von oben leichter anzuknüpfen im stande sind, so daß eine günstige Entwickelung mit Grund erhofft werden kann, obwohl dort wider Erwarten dann und wann einmal Blüten und Früchte sich ansetzen und zu reifen beginnen, die dem Mutterboden der Pflänzlinge nicht gleich geartet sind, und hier gleichfalls wider Erwarten das gerade Gegenteil von dem in die Erscheinung tritt, was erhofft werden konnte. Soviel ist gewiß, daß bei der Entwickelung jedes Kindes göttliche Kräfte von oben sich wirksam erweisen von der h. Taufe her; es kommt nur darauf an, ob der Zug nach oben, oder der nach unten kräftiger sich erweist, ob die alte Geburt von Adam her, oder die neue aus Gott die Oberhand bekommt.

Wenn ihnen Gott ein längeres Ziel bestimmt hat, so nehmen sie zu an Alter Jahr um Jahr, und die Jahre fliegen pfeilgeschwind. Und wie leiblich, so erstarken sie geistig und nehmen zu an Weisheit jeglicher Art je nach dem Maße der verliehenen Gabe. Die Gaben sind verschieden, und es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man von der Voraussetzung ausgehen wollte, ein Kind könne genau so viel leisten, wie das andere. Die verliehenen Pfunde sind nicht gleich, sondern verschieden. Ein jegliches Menschenkind aber hat seine Gabe von dem Geber empfangen, es sei viel oder wenig. Die

einen unserer Kinder lernen spielend, die andern nur mit viel Mühe. Wir sehen es ja mit unsern Augen. Die Hauptsache wird sein, wenn sie in der Taufgnade verharren. Aber auch im besten Falle zeigt sich die Folge des alten, allgemeinen Menschenerbes: die sündige Art bricht da und dort, in dieser und in jener Weise betrübend hervor. An schlimmen Ansätzen und Auswüchsen fehlt es nicht, die es zu beseitigen und zu beschneiden gilt. An Mahnung, Wahrnung und Strafe werden es fromme Eltern nie fehlen lassen. Im Grunde aber können sie nichts thun, als der von oben her einwirkenden Gnade die Zugänge offen zu erhalten. Die Gnade muß schließlich alles thun. Das erkennen alle die, welche je mit Erziehung ernstlich sich befaßt haben. Nur ein allzeit wirksames Mittel bleibt uns, das wir fleißiger brauchen sollten, das Gebet. Immer und immer wieder gilt es, mit den Worten Ludwig Heinrich Schlosser's sie vor Gottes Angesicht zu tragen:

„Sorge doch für meine Kinder,
Vater, nimm dich ihrer an,
Ob sie gleich vor dir sind Sünder,
Sind sie dir doch zugethan,
Und durch deines Sohnes Blut
Gleichwohl dein erworbnes Gut;
Darum wirst du sie aus Gnaden
Wohl beschützen und beraten.“

In seinem zwölften Jahre trat das Jesuskind zum ersten Male in die Öffentlichkeit. Da zeigte es sich zum Verwundern, wie dieses heilige Kind zugenommen an Alter, erstarkte im Geist und Gnade hatte bei Gott und den Menschen. Unmittelbar hieran knüpft Lukas die Erzählung, die mit den Worten beginnt: „Und seine Eltern gingen alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest. Und da er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf gen Jerusalem nach Gewohnheit des Festes.“ Das war der erste Tempelgang des heiligen Jesuskindes. Unter dem Haufen derer, die da feiern, zieht er hinauf in die hochgebaute Stadt, welche mit eigenen Augen zu schauen jedes Israeliten höchste Freude und Wonne gewesen. Ihre Wallfahrtslieder stimmten sie an, welche alle den Preis der großen Gottesstadt singen: „Ich freue mich des, das mir geredet ist, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen und daß unsere Füße werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem. Jerusalem ist gebaut, daß eineStadt sei, da man zusammenkommen soll. . . . Wünschet Jerusalem Glück! Es müsse wohlgehen denen, die dich lieben. Es müsse Friede sein inwendig in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen. Um meiner Brüder und Freunde willen will ich dir Friede wünschen. Um des Hauses willen des Herrn un=

seres Gottes will ich dein Bestes suchen.“ Ps. 122. Dort im Tempel finden wir den 12jährigen Knaben sitzen mitten unter den Lehrern, ihnen zuhörend und sie fragend. Welche Weisheit in seinen Antworten! Dort hören wir das erste Wort aus seinem Munde. Es ist ein Wort über seine Aufgabe. Er erkennt sich als Sohn seines Vaters und sein Werk als Erfüllung des Willens seines Vaters. Das, was seines Vaters ist, ist der Tempel und ist das Gebot seines Vaters, in Bezug auf welches im Buche von ihm geschrieben steht: Deinen Willen, mein Gott, thue ich gern und dein Gebot habe ich immerdar in meinem Herzen. Nein, ein solches Kind ist nicht verloren und bedarf des Suchens nicht. Es ist an dem Orte, an dem es sein soll und muß. Den Vorwurf der angstvoll suchenden Mutter weist er zurück. Beides, Angst und Suchen, konnten diese Eltern sich ersparen, wenn sie gewußt hätten, was sie wissen konnten. Gehorsam geht das Jesuskind mit seinen Eltern wieder in die stille Verborgenheit Nazareths zurück und ward ihnen unterthan. Achtzehn lange Jahre hält er sich in der Stille. Aus dieser Zeit hören wir nicht das Geringste von ihm. Wie der heilige Geschichtsschreiber den langen Zeitraum von der Darstellung des Herrn bis zu seinem ersten Tempelgang mit der obengehörten Bemerkung ausfüllt, so den noch längeren Zeitraum bis zu seinem 30. Jahre mit den Worten: „Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“ Luk. 2, 52.

Wenn unsere Kinder in dies Alter des 12jährigen Jesus kommen, bereitet sich ihnen auch ein erster Tempelgang sonderlicher Art vor, der Gang zur Konfirmation und zum Tisch des Herrn. Ohne alle Frage ist diese Zeit wichtig für das ganze weitere Leben, und der Ernst und die Verantwortlichkeit des Konfirmandenunterrichtes tritt uns Geistlichen immer wieder aufs neue vor die Seele. So wie in dieser Zeit haben wir die Jugend nie mehr beisammen. Auch die Stumpfsten und Gleichgültigsten werden etwas aufgerüttelt. Da gilt es, Saat zu säen auf Hoffnung. So viel davon auch der Teufel und die Welt im Laufe der Zeit niedertritt und verdirbt, manches Körnlein bleibt doch in der hintersten Herzenskammer liegen und gehet auf, oft erst nach langer Zeit. Das sollen wir nie vergessen. Oft ist es die Erinnerung an ein im Konfirmandenunterricht gehörtes Mahnwort, welches vom letzten verhängnisvollen Schritt zurückhält. Die Ewigkeit wird's ausweisen!

Am Konfirmationstag, an der Abendmahlsfeier sind die Herzen aufgeschlossen und empfänglich. An guten Vorsätzen, an ernsten Entschlüssen fehlt es nicht. Könnten wir die ganze

Schaar nach 10 Jahren wieder einmal im Konfirmanden=zimmer versammeln, und würde dann jedes seinen Lebenslauf wahrheitsgetreu erzählen, was würden wir zu hören bekommen! Wie Manches müßte bekennen, daß es nicht geblieben ist in dem, was seines himml. Vaters ist, nicht im Hause des Vaters, nicht in Gottes Wort und Gebet, nicht in der Übung seines Willens, — weit, weit weg von alle dem auf dunklen Irr=gängen. Sie gehen hinaus in die Welt, in die arge, böse Welt. In was für Hände geraten sie! Wie offen und frech, wie teuflisch=listig wird das Gift in ihre Herzen geträufelt: der Glaube und die Liebe und die Hoffnung wird ihnen aus dem Herzen gestohlen und übrig bleibt ihnen Unglaube, Haß und Verzweiflung. Bei vielen ist das der Fall, nicht bei allen, bei vielen. Ich frage Sie: Ist es nicht also? Es ist der erschütterndsten Worte eines, das unser Herr gesprochen: „Wehe der Welt, der Ärgernis halber. Es muß ja Ärgernis kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt. Wer ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist.“

Mein Sohn, meine Tochter warum hast du uns das gethan! Siehe dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht! So muß manche Mutter schmerzbewegt rufen, wenn sie ihr Kind an einem Orte findet, da es nicht sein soll. Nicht drei Tage bloß, oft drei Jahre, länger noch haben die Eltern das verlorene Kind gesucht, gesucht mit ihren Gebeten, wie Monica, die fromme Mutter ihren Augustinus, wie Spener seinen Sohn. Jene hat ihren Augustinus zurück=gebetet, dieser seinen Sohn, der plötzlich auf seinem Irrweg stillestand und ausrief: Die Gebete meines Vaters umringen mich wie Mauern. Ich kann nicht weiter!

Aber nicht mit diesem trüben Bild mannigfachen Irr=gangs unserer konfirmierten Jugend wollen wir unsere Be=trachtung schließen, sondern mit einem lieblicheren. Der Herr Jesus hat seine Nachfolger wie in allerlei Volk, so in jeder Altersstufe. Es gibt viele, viele wahrhaft fromme Greise, die den Trost ihrer alten Tage und die Hoffnung ihres hin=schwindenden Lebens den Herrn sein lassen, an den sie geglaubt, mit dem sie gelebt, mit dem sie gelitten und gestritten haben, mit dem sie nun auch sterben wollen: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen. Solche ehrwür=dige Simeone, deren es überall gibt, sind eine lebendige Apo=logie des Christentums und ein lautredendes Zeugnis von der Gotteskraft des Evangeliums.

Und so gibt es auch wahrhaft fromme, einfältig und treu mit ihrem Heilande verbundene und verbunden bleibende Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, welche in der Taufgnade verharren. Zwar mit der Sünde haben sie alle zu kämpfen, auch die besten, aber sie thun es auch. Versucht werden sie alle, ohne Ausnahme von dem Teufel, der Welt und dem eignen Fleisch, aber sie werden nicht betrogen noch verführt in Mißglauben, Verzweiflung und andere große Schande und Laster; kämpfend gewinnen sie und behalten das Feld. Ihr Konfirmations- und erster Abendmahlstag ist ihnen ein gesegneter Tag gewesen und geblieben, an den sie stets mit dankbarer Freude noch nach langen Jahren zurückdenken. Das fromme Gelübde, welches Spitta's Liedeswort am Tage ihrer Konfirmation ihnen ins Herz und auf die Lippen legte, haben sie treulich erfüllt:

„Bei dir, Jesu, will ich bleiben,
Stets in deinem Dienste stehn;
Nichts soll mich von dir vertreiben,
Will auf deinen Wegen gehn.
Du bist meines Lebens Leben,
Meiner Seele Trieb und Kraft,
Wie der Weinstock seinen Reben
Zuströmt Kraft und Lebenssaft.“

In dem, was ihres Vaters ist, sind sie alle Zeit geblieben, im Haus des Vaters, im Gehorsam seines Wortes, im Gebet zu ihm. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich wandeln? Wenn er sich hält nach deinem Wort. Wie es von dem zwölfjährigen Jesus heißt, so von einem solchen gottverlobten Gemüt: Er nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Ein in der Furcht des Herrn ergrautes Haupt ist ein ehrwürdiger Anblick. Ein in der Furcht des Herrn stehender Jüngling oder Jungfrau ist ein lieblicher Anblick. Dort die sanfte Abendröte, die einen reichgesegneten Lebenstag beschließt, hier die frische Morgenröte, die einen schönen, weil von der Gnade Gottes betauten Lebenstag verheißt.

Ich bin am Ende. Das Ende soll mit dem Anfang sich zusammenschließen. Jesus und die Kinder. Er ist der große Kinderfreund. Wir kennen alle das schöne Bild des die Kinder segnenden Heilandes. Der bereits genannte Meister Schnorr von Karolsfeld stellt uns in seiner Bibel in Bildern den segnenden Kinderfreund vor die Augen. „Der Heiland bückt sich freundlich zu dem kleinen Mädchen, um ihm sanft seine beiden Hände aufzulegen. In Einfalt schlägt es die Augen

nieder, während es sich rückwärts leicht an den Händen der andächtig und dankbar zum Herrn aufblickenden Mutter hält. Auch auf der andern Seite kniet eine junge Mutter, indem sie die Linke aufs Haupt des betend knieenden Töchterleins und die Rechte auf die Schulter ihres in stiller Erwartung die Augen senkenden Sohnes legt. Ihr drittes Kind in der Mitte legt zutraulich seine beiden Händlein an das Knie des Kinderfreundes. Eine danebenstehende kräftige Frau schiebt ihren älteren Knaben, der vom Spielplatz kommt, eifrig zu der ihr sehr wichtigen Segnung herbei. Der jüngere Knabe auf ihrem Arme sieht, in den Schleier halb sich versteckend, furchtsam die bärtigen Männer an, welche seine Mutter soeben angefahren hatten. Auch auf der andern Seite tritt eine Mutter mit einem Kinde auf dem Arme und einem Sohn an der Hand herbei. Aber sie trägt den Witwenschleier, das kleine Kind schläft und der Knabe will schüchtern die Mutterhand nicht fahren lassen. Zu schönem Gleichmaß stehen im Bilde auch auf dieser Seite zwei Jünger. Doch sind sie in ihrem Innern und so auch äußerlich dem Herrn näher gerückt als die andern zwei. Das Wort, daß wer das Reich Gottes nicht empfähet wie ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen, gibt dem einen sehr zu denken und den andern zieht es ebenso sehr an, wie Jesus das Töchterlein segnet. So bewegt sich die Anordnung und Verteilung der Figuren im lieblichen Wechsel rings um den Herrn.“ (Dr. G. Merz.)

„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein der wird nicht hineinkommen. Und er herzte sie und legte die Hände auf sie und segnete sie.“

V.

Das Gewissen.

„Ich übe mich zu haben ein unverletzt Gewissen allenthalben, beide gegen Gott und den Menschen."
Apgesch. 24, 16.

Das, was wir Gewissen nennen, findet sich überall, wo Menschen sich finden. Es ist also nicht etwa eine Gabe, die nur einzelnen verliehen wäre, sondern eine Gabe, an welcher jedes Menschenwesen seinen Anteil hat. Und so findet sich denn auch in der That unter allen Völkerstämmen der Welt, auch bei denen, die auf der tiefsten Stufe der Kultur stehen, bei den wildesten und verkommensten das Gewissen. Den Beweis liefert die Kulturgeschichte der Menschheit.

Aus dieser Thatsache wird hervorgehen, daß das Gewissen nicht etwas Angelerntes, oder Anerzogenes, durch die fortschreitende Kultur allmählich erst in die Menschheit Gekommenes, sondern daß es etwas Ursprüngliches, mit der Erschaffung des Menschen Gegebenes ist. Der Satz also, den wir an die Spitze unserer Betrachtung stellen lautet: Das Gewissen ist dem Menschen angeboren. Es gehört mithin zu seinem Wesen. So liegt es also nicht an dem Menschen, ein Gewissen zu haben oder nicht. Er muß es haben, er kann desselben nicht los werden. Von der weitgreifenden Wichtigkeit dieses Satzes werden wir uns später überzeugen.

So gründet also das Gewissen in dem Schöpferwort: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Das Gewissen ist ein Stück der Gottesebenbildlichkeit des Menschen und zwar ein unverlierbares.

Das Gewissen des Menschen ist ein anderes vor und ein anderes nach dem Fall. Vor dem Fall; denn ist das Gewissen ein dem Menschen anerschaffnes, so muß es dem

Menschen eignen schon vor dem Fall, auch abgesehen von der Sünde, in einer anderen Erscheinungs- und Ausdrucksweise freilich als nachher. Das Gewissen des Menschen vor dem Fall wird nichts anderes sein, als das Wissen von Gott in seliger Hinneigung zu Gott und in freud- und friedvoller Harmonie der Seele mit Gott. Und eben darin besteht die Seligkeit des Menschen im Urstande, eine Seligkeit, von der wir nicht hoch genug denken können, wir könnten sagen: es war der Bund eines guten Gewissens mit Gott, lautere, reine, ungetrübte Seligkeit, wie sie seitdem nie wieder ein Menschenherz hienieden erfüllt hat, auch das Herz derer nicht erfüllen kann, deren Gewissen gereinigt ist durch das Blut Jesu Christi, sintemal auch diese z. Z. noch stehen unter dem Druck des in Christo zwar ausgeglichenen, aber thatsächlich doch noch tiefempfundenen Gegensatzes von Sünde und Gnade, ein Druck, unter welchem auch die begnadigten Gotteskinder seufzen: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes. Das verlorene Paradies, in welchem der Mensch seligen Liebesverkehr pflegte mit seinem Schöpfer in gutem Gewissen, liegt hinter uns. Vorwärts schauen wir voll Sehnsucht und Verlangen in das durch Christum geöffnete Paradies, in welchem wir aufs neue mit einem guten, durch Christi Blut gereinigten Gewissen seligen und beseligenden Liebes- und Lebensverkehr haben werden mit unserem Gotte, jenem ersten gleich vor dem Falle.

Ein anderes ist das Gewissen des Menschen, sagen wir weiter, nach dem Fall, da das Verhalten des Menschen gegen Gott ein anderes geworden ist und also auch das Verhältnis zwischen Gott und Menschen ein anderes und mithin das Wissen des Menschen um dieses anders gewordene Verhältnis. Das Gewissen des Menschen nach dem Falle ist das Wissen des Menschen von Gott als dem Heiligen und Gerechten, bedingt durch die infolge von Übertretung verursachte Gottesferne des Menschen, durch den Gegensatz von Gut und Bös. Das Gewissen tritt nach dem Falle auf in der Form des Schuldbewußtseins und der Verantwortlichkeit. Furcht und Pein ist die erste Wirkung dieses nunmehrigen Wissens um Gott, den Heiligen und Gerechten — sie fürchteten sich und versteckten sich, damals und heute noch. Dies Wissen um Gott wird von Gott selber durch die erste Gewissensfrage geweckt: Adam, wo bist du? Das ist die immer sich wiederholende Gewissensfrage, welche in den tausend und aber tausend einzelnen Sündenfällen das Herz der Menschen getroffen und das Schuldbewußtsein in ihnen geweckt hat: Mensch, wo bist du? Was hast du gethan? Und daß der gefallene Mensch diese Stimme hört und hören kann, mit an-

deren Worten: daß dem Menschen auch nach dem Falle das Gewissen geblieben ist, darin ruht seine Erlösungsfähigkeit. Bei dem Gewissen faßt Gott der Herr die Menschen und in demselben überführt er sie der Schuld und macht, daß sie verlangen nach einer Befreiung von Schuld und Strafe. All unser Predigen und Lehren und Vermahnen wäre schlechterdings umsonst, wenn die, denen unser Zeugnis gilt, kein Gewissen hätten. Sie haben aber alle ohne Ausnahme eines, auch die, welche keines zu haben scheinen — scheinen, sage ich; denn allerdings sieht es manchmal aus, als hätte der und jener kein Gewissen mehr. Aber auch der verkommenste Verbrecher hat noch eines, so wenig man auch davon merkt. Wir werden weiter unten auf diesen Gedanken zurückkommen. Hier sprechen wir den Satz mit Nachdruck aus: Das Gewissen unserer Hörer ist zu aller Zeit unser stärkster Bundesgenosse, ohne den wir nichts ausrichten könnten. Auch in den verzweifeltsten Fällen können wir auf die kräftige Mitwirkung dieses Bundesgenossen rechnen. Das ist ein ganz bedeutsames Moment bei aller Seelsorge, besonders aber in der Verbrecherwelt, in Zucht- und Gefangenenhäusern. Und weil dem also ist, soll man an keinem Menschen verzweifeln. Auch ein Schächer am Kreuz kann noch Buße thun. Denn bei aller seiner Sünde ist ihm sein Gewissen geblieben. Und da eben, an dieser empfindlichen Stelle, setzt die vom Verderben herumholende Gottesgnade ein.

Auch für die Mission in der Heidenwelt ist dieser Umstand von der allergrößten Bedeutung. Hätten die Heiden kein Gewissen, das Zeugnis von Christo würde einfach echolos zurückgehen. Eingepflanzt und angeboren ist ihnen das Gewissen. „Denn so die Heiden," sagt der Apost. Röm. 2, 14, 15, „die das Gesetz nicht haben und doch von Natur thun des Gesetzes Werk, dieselben, dieweil sie das Gesetz nicht haben, sind sie ihnen selbst ein Gesetz, damit daß sie beweisen, des Gesetzes Werk sei beschrieben in ihrem Herzen, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die sich untereinander verklagen oder entschuldigen." Das Bewußtsein der Schuld der Gottheit gegenüber und der sie begleitenden unentrinnbaren Strafe ist der Heidenwelt tief eingeprägt. Der Satz: Wer die Satzungen der Götter übertritt, wird vor den Göttern verschuldet und die Rache verfolgt ihn, bis die Schuld gesühnt ist — kehrt immer wieder, wird dem Volke vorgeführt auf der Schaubühne zumal bei den Griechen in den unsterblichen Werken ihrer Dichter, eines Euripides, Sophokles, Äschylus. Flüchtig und unstet irren die Sünder bösen ruhelosen Gewissens, bis die Strafe sie ereilet. Sie fühlen es in ihrem Herzen: die Rache läßt sie

nicht leben. In den Furien und Erinnyen hat sich dieser Gedanke der Rache übenden und Strafe heischenden Gottheit einen gewissenserschütternden Ausdruck gegeben: die personifizierte Strafgerechtigkeit der Gottheit, die sich mehr denn als eine leere Idee, die sich in dem schuldbeladenen Gewissen als Wirklichkeit und Wahrheit bezeugt.

Es muß auf dem Theater der alten Griechen einen erschütternden Eindruck gemacht haben, wenn sie vor dem Schaugerüste horchten „des Chores grauser Melodie“,

„Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine irdischen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.“

„Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut,
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen nur und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.“

So schildert die griechische Phantasie die Gestalt der Rachegöttinnen; so sahen sie die Theaterbesucher auf hohem Kothurn einherschreiten!

„Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schalt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang.“

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele,
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n;
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.“

Das ist der furchtbare Erinnyengesang, schauerlich auch dem schuldfreien Gewissen, wie erst dem schuldbeladenen. Und da gibt's kein Entrinnen; keiner kann seinem Gewissen

entrinnen, keiner der rächenden Gottheit. Sie versuchen es, aber vergebens, vergebens:

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten —
Versöhnen kann uns keine Ruh —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei.“

Schrecklich und entsetzlich! Es ist nicht etwa bloß Dichtung, es ist Wirklichkeit und Wahrheit, die sich tausendfältig wiederholt. Das sind die Höllenqualen des schuldbeladenen Gewissens. „Da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlischt,“ — „vieleilend und vielfahend, sie kommt, heimlich im schrecklichen Hinterhalt, ehrnen Schritts — Erinnys!“ (Soph. Elektra.)

Dieses Bewußtsein der rächenden Gottheit, die den Verbrecher nicht leben läßt, das in dem Herzen der Heidenwelt lebendig ist und in dem Gewissen seine Resonanz hat, tritt in der Schrift in zwei Fällen besonders bezeichnend zu Tage. Jona wollte dem Herrn entfliehen. Das Meer hatte er glücklich erreicht: er war hinunter in das Schiff gestiegen, lag und schlief. Als der Sturmwind sich erhob, weckten sie ihn auf und einer sprach zum andern: Kommt, wir wollen losen, daß wir erfahren, um welches willen es uns so übel gehe. Und da sie loseten, traf's Jona. Er sprach zu ihnen: Nehmet mich und werfet mich ins Meer, so wird auch das Meer stille werden. Denn ich weiß, daß solch groß Ungewitter über euch kommt um meinetwillen. — Paulus, der Apostel, hatte auf seiner Fahrt nach Rom Schiffbruch gelitten. Sie kamen aber alle erhalten zu Lande. Die Leutlein erzeigten ihm auf der Insel Melite nicht geringe Freundschaft, zündeten ein Feuer an und nahmen sie alle auf um des Regens, der über sie gekommen war, und um der Kälte willen. Da aber Paulus einen Haufen Reiser zusammenraffte und legte es aufs Feuer, kam eine Otter von der Hitze und fuhr Paulus an seine Hand. Da aber die Leutlein sahen das Tier an seiner Hand hangen, sprachen sie untereinander: Dieser Mensch muß ein Mörder sein, welchen die Rache nicht leben läßt, ob er gleich dem Meere entgangen ist. Er aber schlenkerte das Tier ins Feuer und ihm widerfuhr nichts Übels.

Das Gewissen, so sagten wir, ist unverlierbar, aber, so setzen wir weiter hinzu, es kann einschlafen, es kann abstumpfen, es kann verstocken. Es kann einer sein Gewissen zum Schweigen bringen, daß es

ihn unbehelligt läßt, zu lassen scheint, aber umbringen kann er's nicht. Es wacht immer wieder auf, es fängt immer wieder an zu nagen und zu bohren, zu quälen und zu peinigen. In heiterer, lustiger Gesellschaft scherzen, lachen, spotten sie das sich aufbäumende Gewissenszeugnis hinweg. Ist es ihnen nicht gelungen? Kann es eine ungezwungenere Heiterkeit geben, wie sie nur ein gutes Gewissen zu verleihen im stande ist, aber nicht das Bewußtsein der Schuld? O könnten wir den Schleier ein wenig hinwegthun und das innere Gesicht der Schuldbeladenen sehen, wir würden erschrecken! Laß sie nur aus dem Lärm der Gesellschaft, wo Wein und Spiel und Tanz die schwarzen Gedanken verscheuchen, wieder zurückkehren in ihre stille Einsamkeit, da meldet sich laut und immer lauter der klopfende, pochende, an die Schuld und ihre Zahlung mahnende Bote. In ihre Traumphantasien mischt sich der Ankläger und beunruhigt ihren Schlaf, und wenn sie erschreckt auffahren, können sie nicht erleichtert sagen: es war nur ein Traum, — und Träume sind Schäume, nein: es war das Bild begangener Übelthat, beschaut im Spiegel des Traumes.

Was gäbe mancher Verbrecher darum, könnte er sein Gewissen ausziehen, wie seinen Rock, — ach, was gäbe er darum! Er kann über Länder und Meere eilen mit flüchtigem Fuße, er kann dem Arm der irdischen Gerechtigkeit entfliehen und er kann, weit weg von dem Schauplatz seiner Thaten, nach dem Urteil der Leute als ein Mann des Glückes und Wohlergehens erscheinen, beneidet von vielen, und doch ist er der allerunglückseligste Mensch, gepeinigte und gefoltert Tag und Nacht von seinem bösen Gewissen. Das ist sein Geheimnis, das er in seinem Herzen verschließt. Es läßt ihm keine Ruhe, bis er, und wär's auch erst auf seinem Sterbebette, sein Gewissen entlastet hat.

So fest hält der Heilige und Gerechte mit seiner starken Hand, Erlösung darbietend durch das Selbstgericht hindurch, auch den tiefstgefallenen Sünder. Immer wieder schärft er ihm das Gewissen durch den Zuruf: Mensch, wo bist du, was hast du gethan? Er hat seine verschiedensten Gewissensschärfer, das ungeschriebene Gesetz im Herzen, oder das Gesetz vom Sinai, die Lebensführung, allermeist wenn in derselben die Konsequenzen des sündigen Vorlebens sich zeigen. Gewissensmahnung kann dem Menschen alles werden, auch das Geringste und Unbedeutendste. Der erste Mörder, ein Brudermörder, war trotzig seines Weges weiter gegangen. Soll ich meines Bruders Hüter sein? Das ist die trotzige Antwort auf die Frage des Herrn: Wo ist dein Bruder Abel? Erst das Wort: Was hast du gethan? Die Stimme deines Bruders Bluts schreit

zu mir von der Erde! weckt ihm sein Gewissen auf und wandelt den Trotz in hoffnungslose Verzweiflung. „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden könnte.“

Josephs Brüder hatten in schändlichster Weise sich des Verhaßten entledigt und ihren alten Vater betrogen mit gottloser Lüge: Ein wildes Tier hat ihn zerrissen. Und sie konnten ruhig mit ansehen das Jammern des grauen Hauptes. Lange Jahre waren darüber hingegangen: Der Bruder war vergessen, auch die Übelthat, an ihm begangen. So scheint es. Aber es scheint nur so. Verborgen tragen sie das Bewußtsein ihrer Schuld mit sich herum. Als der Mann in Ägypten so hart mit ihnen verfuhr, da wacht ihr Gewissen auf. Sie sprachen untereinander: Das haben wir an unserm Bruder verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns flehte und wir wollten ihn nicht erhören, darum kommt nun diese Trübsal über uns. Ruben anwortete ihnen und sprach: Sagte ich's euch nicht, da ich sprach: Versündigt euch nicht an dem Knaben, und ihr wolltet nicht hören? Nun wird sein Blut gefordert.

Fast ein ganzes Jahr war David unter der Schuld seines Mordes und Ehebruchs schlafenden Gewissens dahingegangen. Er suchte wohl die Doppelschandthat in seinen Augen zu beschönigen und zu rechtfertigen. Es sollte ihm nicht gelingen. „Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen, daß mein Saft vertrocknete, wie es im Sommer dürre wird.“ Und auch als Nathan jenes Gleichnis von dem reichen Manne mit seinen vielen und von dem armen Manne mit seinem einzigen Schafe ihm vorhielt, verstand er das Ziel desselben so wenig, daß er dem Ubelthäter das Todesurteil fällte, ohne zu ahnen, daß er sich's selber gefällt. So tief war sein Gewissen in Schlaf versunken. Erst der Donnerschlag: Du bist der Mann! hat es aufgeschreckt. So hart und schwer geht es oft auch bei sonst frommen Leuten mit der Gewissensaufrüttelung, wenn sie von einer Sünde umstrickt sind. Der heilsame Schrecken aber führt aus dem Tod zum Leben: „Er zog mich aus der grausamen Grube und aus dem Schlamm und stellete meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiß treten kann.“

Petrus hat seinen Herrn dreimal verleugnet, sich von ihm losgeschworen: ich kenne den Menschen nicht. Bewußtsein seiner Schuld in seinem Gewissen wirkt Jesu milder Wehmutsblick, eine tiefeinschneidende Gewissensmahnung: Petrus, wo bist du? Was hast du gethan? Heißt das mit seinem Herrn in den Tod gehen? Dazu muß ihn der Hahnenschrei aus seinem Gewissensschlaf aufwecken. Die fließenden Thränen bekunden seine göttliche Traurigkeit, die bei ihm wirkte eine Reue zur

Seligkeit, die niemand gereuet, auch ihn nicht. Nun geht es aufwärts mit ihm aus der Tiefe in die Höhe.

So kann ein vorübergehender Blick, das Andenken an einen Freund, das Bild eines längstverstorbenen Vaters oder Mutter, eine unverhoffte Freude, eine unversehens hereingebrochene Heimsuchung, das Größte und das Kleinste uns eine Gewissensmahnung werden: Mensch, wo bist du? Was hast du gethan? Achten wir auch immer darauf?

Allerdings, wir können es dahin bringen, daß der Mahner leise nur und leiser klopft: Halt ein, halt ein! Und wer einmal und das andere Mal und das dritte Mal nicht hören will, der kommt dahin, daß er nicht mehr hören kann. Das ist das Gericht der Gewissensverstockung.

Ich kenne keine Geschichte, in welcher dieser Prozeß der Gewissensverstockung erschütternder dargestellt wird, als in jenem allemannischen Gedichte J. P. Hebel's, betitelt: Der Karfunkel. Der Großvater erzählt seinen lauschenden Kindern eine Geschichte. Der, von dem sie handelt, war kein ungeschickt Bürschchen, doch ist er zeitig ins Wirtshaus gewandelt, über Bibel und Gesangbuch sind ihm die Karten gegangen und fluchen konnte er, daß die Sterne am Himmel zitterten. So geriet er in die Hand des Bösen. Er verheiratet sich. Zuerst hätte es mögen gehen. Aber gespielt und geflucht und getrunken hat er. Sein armes Weib hat ihn oft mit Thränen gebeten, sich zu bessern. Er faßt einen guten Vorsatz: er will die Karten verfluchen. Aber der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Er hält nicht, was er sich vorgenommen. Dort sitzt er wieder beim Kartenspiel. Da kommt ein Knab ans Fenster mit lockiger Stirne und ruft ihn. Er hört nicht, er will sich nicht wehren lassen. Kommt, ruft der Knabe und klopfet wieder am Fenster: Nur auf ein einziges Wörtchen! Umsonst! Das dritte Mal kommt der Knabe und klopft am Fenster: O, kommt doch, kommt, weil es noch Zeit ist! Laß ihn schwätzen, rufet der Böse, wenn er nicht gehn will. Täglich wird's schlimmer. Dem Teufel hat er einen Finger gereicht, bald hat er die ganze Hand. Die Stimme des warnenden Knaben überhört er. Nachts um 12 Uhr, Vormittag und Abends um 4 Uhr sitzt er dort und mischet trügliche Karten. Das Kind verwildert, das Gütchen schwindet, Acker um Acker kommt an den Stab und die Frau vergeht in bitteren Thränen. Fluchend und scheltend kommt er heim; in wilder Wut ersticht er sein Weib. Das Gewissen wacht ihm auf. Man sieht's ihm an. Der Böse tröstet ihn. Ist das alles, sagt er, was du gethan hast? Wegen der kannst einen doch erschrecken, daß man meint, was Wunder passiert sei. Er rät ihm zu fliehen. Und nun geht's

von vorne an mit Banketieren und Spielen. Und der Knab mit der lockigen Stirn will nimmer erscheinen. Jetzt klopft er nimmer am Fenster. Das Ende ist grausiger Selbstmord

So erzählt der Großvater und die Mutter sagt: Bist bald fertig? Mach mir die Mädchen nicht furchtsam, 's sind doch nur erdichtete Märchen. Aber die Tochter sagt: O, Mutter, wer wird sich denn fürchten.

„Denkst, ich merk' nicht, was er meint und was er will sagen,
Ja, ich weiß es wohl, das ist die böse Versuchung.
Lockt sie nicht und führt sie nicht in Sünden und Elend,
Wenn ein Mensch nicht beten mag und folgt nicht und schafft nicht,
Und der lockige Knab ist gute Warnung in dem Gewissen.
O, ich kenn' meinen Vater gar wohl und seine Gedanken."

Ja, der lockige Knab, — die Stimme des Gewissens. Wohl dem, der bei Zeit sein Klopfen versteht! Und wer es einmal und zweimal und dreimal nicht hört, der hört es wohl nimmer! —

Was es Schreckliches und Entsetzliches sei um die Anklage des Gewissens, können wir mit Grauen und Entsetzen lesen in jenem Trauerspiel von Shakesspeare, betitelt Macbeth. Dieser Macbeth hatte durch seine gedungenen Mordgesellen Banco, der ihm im Wege stand, umbringen lassen. Die Blutthat war gethan, die Schuld senkt sich zentnerschwer auf das Haupt derer, die sie angestiftet. Sie setzen sich nieder zum fröhlichen Mahle Macbeth und Lady Macbeth und die geladenen Gäste. Der Geist des ermordeten Banco stört die Freude des Mahls. Es sieht ihn keiner, als der Mörder, Macbeth.

„Ich bitte dich!
Schau dorthin! dorthin schaue! Nun! was sagst du?
Wie? Was ficht's mich an? Wenn du nicken kannst,
So red' auch. . . .
„So wahr ich vor euch steh! Er war's. Ich sah ihn."
. . . .
„Hinweg aus meinem Angesicht! Laß dich
Die Gruft verbergen! Dein Gebein ist marklos!
Dein Blut ist kalt; du hast nicht Kraft zu sehn
In diesem Aug', mit dem du mich anstarrest!"

Lady Macbeth war die Genossin, ja die eigentliche Anstifterin dieser Blutthat. Treten wir ein in ihr Zimmer. Es ist Nacht. Ein Arzt und eine Kammerfrau beobachten sie. Da kommt sie. Sie hat ein Licht in ihrer Hand. Sie hat die Augen offen, aber die Empfindung ist verschlossen. Was macht sie? Seht, wie sie sich die Hände reibt. Sie thut, als ob sie sich die Hände wüsche. Man sieht sie wohl zu ganzen Viertelstunden an einem fort nichts andres thun.

Lady.

„Hier ist noch ein Flecken.

. . . . .

Weg, du verdammter Flecken! Weg, sag' ich!
Eins! Zwei! Nun, so ist's hohe Zeit! — Die Hölle ist
Sehr dunkel — Pfui doch! Ein Soldat und feige!
Laßt es auch ruchbar werden! Ist doch niemand
So mächtig, uns zur Rechenschaft zu ziehn!
Wer dacht' es aber, daß der alte Mann
Noch so viel Blut in Adern hätte.

. . . . .

Was? Wollen diese Hände nimmer
Rein werden? Nichts mehr, mein Gemahl! —
O, nicht doch, nicht doch. Ihr verderbet alles
Mit diesem starren Hinsehn!

. . . . .

Wascht die Hände!
Den Schlafrock über! Seht nicht so bleich aus!
Ich sag's Euch, Banco liegt im Grab! er kann
Aus seinem Grab nicht wieder kommen."

Von Natur hat kein Mensch ein gutes Gewissen; denn alle ohne Ausnahme stehen unter dem Druck der Schuld und in eines jeden Gewissen bezeugt sich der Heilige uud Gerechte als den, an dem wir gesündigt haben und vor dem wir sündhaft sind. Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten. Wie die Schuld eine allgemeine, so ist auch das Schuldbewußtsein ein allgemeines. Zu aller Zeit tritt dasselbe mehr oder weniger hervor. Das Gesetz des Herrn, dies klare und wahre Zeugnis des heiligen Gotteswillens, lehrt uns immer tiefer unsere Schuld erkennen, und das Gewissen stimmt diesem Gotteszeugnisse zu. Daher kommen die Schrecken des Gewissens, die uns in die tiefste Seelenangst treiben, daß wir nicht wissen, wo aus noch ein, auch dann, wenn nicht besondere Thatsünden vorliegen: Mitten in der Höllenangst unsere Sünd uns treiben; wo soll'n wir denn fliehen hin, da wir mögen bleiben? In dieser Höllenangst können wir uns nicht raten und helfen und kann uns kein anderer helfen mit allerlei Vorstellungen und Einreden, als wäre das alles nichts anderes als pure Einbildung unseres erregten Gehirns, das verschwindet, sobald die Aufregung vorüber ist, als könnte hier der leibliche Arzt helfen, oder allein helfen. Wir leugnen ja nicht, daß das Schuldbewußtsein im Gewissen verschärft wird und werden kann bei leiblichem Leiden, und daß bei Hebung dieses Leidens verhältnismäßig auch in jener Beziehung Ruhe eintreten kann. Aber ebenso wenig wird in Abrede gestellt werden können, daß bei völliger Gesundheit des Leibes das Schuldbewußtsein sich im Gewissen äußert. So ist ja die

Sache nicht so, daß Seelenstimmungen weiter nichts sind als Wirkungen des leiblichen Befindens. Das hieße nichts anderes als die Selbständigkeit der Seele preisgeben.

Gewissensschrecken im Gefühle des Zornes Gottes lassen sich nicht heben mit dem einfachen Ausspruch: Es ist nichts als Einbildung! Auch nicht durch Selbstqual, Bußübungen, Fasten und Kasteiung. Hätte es einer zu Wege bringen können auf diese Weise, so wäre es Luther gewesen. Er konnte es nicht, und andere auch nicht. Es gibt nur Eines, das helfen kann: der Hinweis auf den großen Artikel von der Sündenvergebung. Das hat Luther geholfen in seiner Gewissensangst, uns kann es auch helfen. Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von allen Sünden.

„Mitten in der Höllen Angst unser Sünd uns treiben;
Wo soll'n wir denn fliehen hin, da wir mögen bleiben?
Zu dir, Herr Christ, alleine!
Vergossen ist dein teures Blut, das gnug für die Sünden thut."

Und so wird denn die Erlösung, durch Christum geschehen, in der Schrift dargestellt als eine Gewissensreinigung. Also lesen wir im Briefe an die Hebräer 9, 13—14: So der Ochsen und der Böcke Blut und die Asche von der Kuh gesprenget, heiliget die Unreinen zu der leiblichen Reinigkeit; wie vielmehr wird das Blut Christi, der sich selbst ohn allen Wandel durch den h. Geist Gotte geopfert hat, unser Gewissen reinigen von den toten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott? Und dieser Reinigung sind wir allesamt teilhaftig geworden in unserer h. Taufe. Denn die Taufe ist nicht das Abthun des Unflats am Fleisch, sondern der Bund eines guten Gewissens mit Gott (1. Petr. 3, 21). Wer im Glauben dieses Reinigungsblut Christi sich zu nutze macht, mit einem Worte, wer an Christum glaubt, der hat Vergebung der Sünden, der hat Friede mit Gott, der hat ein gutes Gewissen, der kann aus Herzensgrund mit Erdmann Neumeister sprechen:

„Mein Gewissen nagt mich nicht,
Moses darf mich nicht verklagen,
Der mich frei und ledig spricht,
Hat die Sünden abgetragen,
Daß mich nichts verdammen kann,
Jesus nimmt die Sünder an."

Haben wir nun durch unseren Herrn Jesum Christum ein reines Gewissen, so gilt es dasselbe zu bewahren. Zur Rechtfertigung — Gewissensreinigung muß die Heiligung kommen — Gewissensbewahrung. Es gibt kein höheres Gut auf der Welt als ein gutes Gewissen in einem gesunden Leibe. Das erbitten wir uns:

„O Gott, du frommer Gott,
Du Brunnquell guter Gaben,
Ohn' den nichts ist, was ist,
Von dem wir alles haben:
Gesunden Leib gib mir
Und daß in solchem Leib
Ein' unverletzte Seel'
Und rein Gewissen bleib'."

Ein Christ soll glauben und gutes Gewissen bewahren bis ans Ende. Der Apostel Trost ist, daß sie ein gutes Gewissen haben und sich fleißigen, guten Wandel zu führen bei allen. Werden sie um ihres Zeugnisses willen verlästert und geschmähet, so können sie sich auf das Urteil ihres Gewissens zurückziehen und sich des Wortes ihres Herrn getrösten: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch, so sie daran lügen. Freilich: so sie daran lügen. Ins Gegenteil würde diese Seligpreisung sich verkehren, wenn sie nicht daran lögen. Die h. Apostel berufen sich auf ihr Gewissen und bekräftigen mit solcher Berufung ihre Aussage: Ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht, des mir Zeugnis gibt mein Gewissen, in dem h. Geist (Röm. 9, 1.) Seinem Gotte dankt der Apostel Paulus, dem er dient von seinen Voreltern her in reinem Gewissen (2. Ti. 1, 3). Auf sein Gewissen beruft er sich vor dem hohen Rat und das gibt ihm Freudigkeit zu seiner Verantwortung: Ihr Männer, lieben Brüder, ich habe mit allem guten Gewissen gewandelt bis auf diesen Tag (Apost. 23, 1). Und vor dem Landpfleger Felix bekennt er die Hoffnung zu Gott, daß nämlich zukünftig sei die Auferstehung der Toten, beide der Gerechten und Ungerechten. Dieser stete Hinblick auf das Gericht ist ihm gar sehr heilsam: er übt sich zu haben ein unverletzt Gewissen allenthalben, beide gegen Gott und den Menschen.

Und ebenso ermahnt der Apostel Paulus seinen Timotheus, zu haben den Glauben und ein gutes Gewissen, welche etliche von sich gestoßen und am Glauben Schiffbruch erlitten haben (1. Tim. 1, 19), wie er denn demselben Timotheus gegenüber die Hauptsumme des Gebotes nennt: Liebe von reinem Herzen und von gutem Gewissen und von ungefärbtem Glauben (1. Tim. 1, 5.) Ingleichen ermahnt St. Petrus seine zerstreuten Fremdlinge hin und her, ein gutes Gewissen zu haben, auf daß die, so von ihnen afterreden als von Übelthätern, zu Schanden werden, daß sie geschmähet haben ihren guten Wandel in Christo (1. Petr. 3, 17).

Und wie die Apostel des Zeugnisses ihres guten Gewissens sich getrösten, so können sie sich bezüglich ihrer Amtsthätigkeit auf das Gewissenszeugnis ihrer Gemeinden be-

rufen. Dieweil wir, sagt der Apostel zu den Korinthern, wissen, daß der Herr zu fürchten ist, fahren wir schön mit den Leuten, aber Gott sind wir offenbar. Ich hoffe aber, daß wir auch in eurem Gewissen offenbar sind (2. Kor. 5, 11). Wir meiden auch heimliche Schande und gehen nicht mit Schalkheit um, fälschen auch nicht Gottes Wort, sondern mit Offenbarung der Wahrheit und beweisen uns wohl gegen aller Menschen Gewissen vor Gott (2. Kor. 4, 2).

Wohl dem, der eines guten Gewissens vor Gott und Menschen sich getrösten kann, also daß er dem Urteil der Welt gegenüber mit dem Apostel ruhig bleibt in seinem Gemüte und spricht: „Mir ist es ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde, oder von einem menschlichen Tage; auch richte ich mich selbst nicht. Ich bin mir wohl nichts bewußt, aber darinnen bin ich nicht gerechtfertigt; der Herr ist es aber, der mich richtet“ (1. Kor. 4, 3). Ein jeder, er sei auch, wer er sei, braucht zur gesegneten Ausrichtung seines Berufs, wie zum Frieden seiner Seele das Zeugnis eines guten Gewissens. Stünde es ihm nicht zur Seite, er wäre ein unglücklicher Mensch, auch wenn die Menschen ihn noch so glücklich priesen. Es bleibt dabei: ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Wer aber gemäß der apostolischen Weisung das Wort predigen soll, anhalten soll, es sei zu rechter Zeit, oder zur Unzeit, strafen, dräuen, ermahnen soll mit aller Geduld und Lehre, der bedarf vor andern eines guten Gewissens kräftiges Zeugnis, damit er den Mut und die Freudigkeit nicht verliere, getrost zu rufen und nicht zu schonen, damit er nicht unter das Gericht des Wortes falle Röm. 2, 21: „Nun lehrest du andere und lehrest dich selber nicht...,“ du rühmest dich des Gesetzes und schändest Gott durch Übertretung des Gesetzes, und unter das Gericht des Weherufes des Herrn Matth. 23, 23 ff.: „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet die Minze, Till und Kümmel, und lasset dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben. Dies sollte man thun und jenes nicht lassen. Ihr verblendete Leiter, die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket.“

O, meine lieben Brüder, so wollen wir Fleiß thun, das Geheimnis des Glaubens zu bewahren in einem guten Gewissen. So werden wir das Amt, das uns befohlen ist, nicht bloß redlich, sondern mit Kraft und Nachdruck ausrichten. Ein gutes Gewissen vor Gott kennt keine Menschenfurcht. Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen, allermeist ein Zeuge Gottes, ein Prediger des Evangeliums. Das kann nicht, wer vor Menschen sich fürchtet. Vor Menschen sich scheuen bringt zu Fall — hat

Harleß unter sein Bild geschrieben. Unentwegt wie ein Fels im Meer steht der Mann auf seinem Posten, aus dem ein gutes Gewissen spricht. Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommet? Und ob ihr auch leidet um Gerechtigkeit willen, so seid ihr doch selig. Fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen nicht und erschrecket nicht!

„Der Geist aber sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden etliche von dem Glauben abtreten und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel durch die, so in Gleißnerei Lügenredner sind und Brandmal in ihrem Gewissen haben" (1. Tim. 4, 1. 2). Das ist das Gegenstück. Die h. Schrift redet auch von einem befleckten, von einem bösen, von einem unreinen, von einem schwachen, von einem verwirrten und somit irrenden Gewissen. Irrend ist das Gewissen derer, welchen es an der rechten Wahrheitserkenntnis fehlt, und welche aus Gewissenhaftigkeit auf dem verkehrten Weg beharren. Die soll man unterweisen, auf daß sie zu einer besseren Erkenntnis kommen und hinfort nicht mehr von ihrem Irrtum gefangen gehalten werden. Dem schwachen Gewissen fehlt es an der rechten christlichen Freiheit, also daß es Anstoß und Ärgernis nimmt an dem, was einem andern nicht dazu gereicht. Das ist allermeist der Fall bei den sogenannten Adiaphoris, den Mitteldingen, die ein Christ thun und lassen kann, je nach der inneren Stellung seines Gewissens dazu. Die schwachen Gewissen sollen wir tragen. Das ganze 14. Kapitel an die Römer handelt davon. Den Schwachen im Glauben nehmet auf und verwirret die Gewissen nicht. . . . Einer hält einen Tag vor dem andern; der andere aber hält alle Tage gleich. Ein jeglicher sei in seiner Meinung gewiß. Böse, unrein, befleckt, mit Brandmal gezeichnet ist das Gewissen desjenigen, welcher wider besseres Wissen und Gewissen das Unrecht thut und welcher auf solchem Wege, wie wir oben gesehen haben, dem schauerlichen Gericht der Gewissensverstockung entgegengeht. Der lockende Knabe, dessen Klopfen einmal und das andere Mal überhört wurde, kommt nicht mehr. Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. Gottes Gnade und Jesu Blut ist für allen Schaden gut. „Wer aber mutwillig sündiget, nachdem er die Erkenntnis der Wahrheit empfangen hat, hat fürder kein anderes Opfer mehr für die Sünde, sondern ein schreckliches Warten des Gerichts und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird" (Hebr. 10, 26—27).

Das sind etliche Gedanken über das Gewissen, jedenfalls geeignet, weiteres heilsames Nachdenken anzuregen bei uns allen. Der Menschen Handeln ist entweder gewissenhaft, oder gewissenlos. Wer mit ganzer voller Kraft an seinem Ge-

wissen, welches Gottes Wort und Gebot erleuchtet hat und stets erleuchtet, festhält und von dem vorgezeichneten Weg, den er als den rechten erkannt hat, keinen Finger breit abweicht, der ist und handelt gewissenhaft, in welchem Amt und Beruf er auch stehen mag. Wer, um seine eigenen gottwidrigen Gedanken auszuführen, das Halt gebietende Hemmnis, das Gewissen, auf die Seite schiebt, sich von ihm losmacht, der handelt gewissenlos.

Gott gebe uns seinen guten Geist und seine Gnade, daß wir alle, ein jeder auf seinem Posten, bis an unser seliges Ende ein gutes Gewissen haben und beweisen. So werden wir eine ersprießliche und gesegnete Wirksamkeit haben und wird dieselbe, mit gutem Gewissen gethan, nicht vergeblich sein in dem Herrn! —

VI.

Elias, der Thisbiter.

„Elias war ein Mensch, gleich wie wir, und er betete ein Gebet, daß es nicht regnen sollte und es regnete nicht auf Erden drei Jahr und sechs Monden.
Und er betete abermal und der Himmel gab den Regen und die Erde brachte ihre Frucht.“ Jak. 5, 17. 18.

Elias, der Thisbiter, — eine Heldengestalt in der alttestl. Gottesgemeinde, gleich groß wie jener große, einzigartige Gottesmann Mose! Dieser, — der Mittler des Gesetzes, mit welchem der Herr redete wie ein Mann mit seinem Freunde, und jener, — der Eiferer um das Gesetz des Herrn, das die Kinder seiner Zeit verachtet haben. Unter sein Bild könnte man als Motto das Wort schreiben Ps. 69, 10: Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen. Dort steht der Herr auf dem Berge, umflossen von dem Glanze himmlischer Verklärung; zu seiner Rechten und Linken Mose und Elias: der Mittler des Gesetzes, der Eiferer um das Gesetz und der Erfüller des Gesetzes. Welchen Mut, unerschütterlichen Felsenmut das Bewußtsein gibt im Dienste des Herrn zu stehen und in seinem Namen zu handeln, können wir an seinem Beispiele sehen. Oder war es etwa ein Geringes, in einer götzendienerischen Zeit vor das Angesicht eines götzendienerischen Königs hinzutreten und frank und frei sonder Furcht und Grauen zu verkündigen: So spricht der Herr! — ein Geringes, jener sidonischen Königstochter, welche Israel sündigen machte, jenem in der Bosheit energischen Weibe, deren Weg über Blut und Leichen ging, wenn es galt, ihre heillosen Pläne auszuführen, frei und furchtlos das Gericht des Herrn in Aussicht zu stellen? — Stehen wir einen Augenblick still. Sind wir allezeit und überall und unter allen Umständen die Männer, welche ein jeder in seinem Amte und Berufe, wo es eben zu reden, zu zeugen gilt, unentwegt und mutvoll bei der lautern, ungeschminkten

Wahrheit stehen ohne Menschenfurcht und ohne Menschengefälligkeit? Oder nehmen wir Rücksicht nach rechts und links und beugen wir uns mehr vor Menschen als vor Gott? Je mehr Gottesfurcht, desto weniger Menschenfurcht! O Herr, mein Gott, nimm mich ganz gefangen in deinen Dienst, daß ich nicht der Menschen Knecht werde.

Auf dem Berge Karmel war ein Außerordentliches geschehen. Es konnte seines Eindrucks nicht verfehlen. Der Herr, der wahre und lebendige Gott, hatte sich augenfällig zu seinem Propheten bekannt: die Baalspriester schreien sich heiser, aber es ist keine Stimme noch Antwort. Ja wohl er schläft, oder ist über Feld, oder hat sonst zu schaffen. Auch der Prophet muß hier einmal ironisch sein. Aber auf das Gebet Eliä fiel Feuer vom Himmel und verzehrte das Opfer, also daß alles Volk auf sein Angesicht fiel und sprach: der Herr ist Gott, der Herr ist Gott. In heiligem flammenden Mut übt er ein furchtbares Strafgericht an den Baalspriestern also daß blutgefärbt die Wasser Kisons Zeugnis geben von dem, was an seinen Ufern geschehen. Und gegenüber diesem Strafgericht geht die Sonne der Gnade auf, welche einem andern Strafgerichte ein Ende macht: ehe man zusahe, ward der Himmel schwarz von Wolken und kam ein großer Regen.

Unser Gott ist ein Gott, der Wunder thut, auch heute noch. O wir Kleingläubigen, daß wir's immer wieder vergessen! Als schliefe er, als wäre er gar gestorben und könnte sich nicht kümmern um seine arme Gemeinde auf Erden, dies wellenumdrängte Schifflein auf weitem, wüstem Meere! Unser Kleinglaube redet uns das ein und macht uns so verzagt, daß wir verzagen und unsere Sache für verloren geben, als müßten die Baalsdiener recht behalten vor dem lebendigen Gott. Wer ist ein Mann? Der beten kann. Elias war ein Mensch, gleich wie wir, und er betete ein Gebet, daß es nicht regnen sollte; und es regnete nicht auf Erden drei Jahr und sechs Monden. Und er betete abermal, und der Himmel gab den Regen und die Erde brachte ihre Frucht.

Warum so mutlos, so verzagt, als müßte man der Reichssache des Herrn den Totenschein ausstellen? Weil wir einem Elias nicht gleichen im Gebet. Wir beten, ja wir beten: Dein Reich komme. Ach, daß wir's thäten gläubiger und deshalb brünstiger und deshalb hoffnungsfreudiger. Oder brauchen wir diese Mahnung etwa nicht? Wir verstehen eines vortrefflich: das Klagen. Verstehen wir auch das andere: das Beten? O Herr, lehr' deine Knechte beten, getrost und mit aller Zuversicht beten, damit sie freudig zeugen lernen und dein Name bestätiget werde an den Menschenkindern.

Aber wie wundersam und schier unbegreiflich! In der Wüste finden wir den Propheten unter einer Wachholder sitzend, müde und matt, verstimmt und verdrießlich, des Lebens satt. Was ist doch geschehen, daß ein Gebet sich auf seine Lippen drängt, wie dieses: Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele; ich bin nicht besser, denn meine Väter? Was hat dem Mann von Stahl und Eisen den Mut so gebeugt, daß er seines Lebens überdrüssig ist? Auch die Starken können einmal schwach und die Mutigen einmal verzagt werden. Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert, und ich brenne nicht? 2. Kor. 11, 29. So spricht ein Starker dort, wo er von seinen Kämpfen und Leiden und Anfechtungen um des Herrn willen redet. Wer hat mit größerer Gewißheit auf Jesum von Nazareth als den Messias hingewiesen, als Johannes der Täufer? Siehe, dort sitzt er im Gefängnis um des Zeugnisses der Wahrheit willen. Die Frage richtet er an ihn: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten? Man hat geglaubt, diesen Gottesmann von dem Vorwurf der Unbeständigkeit reinigen zu müssen und das hat man damit versucht, daß man behauptet hat, er habe diese Frage nicht um seinetwillen an den Herrn gerichtet, sondern um seiner Jünger willen. Nein, auch ein Johannes konnte eine schwache Stunde, eine Stunde der Anfechtung haben. Um seinetwillen fragt er den Herrn. Er braucht eine Antwort für sich.

Was Wunder nun, wenn auch ein Elias einmal kleinmütig und verzagt wird, nach soviel Kampf und Streit, nach soviel Haß und Feindschaft, nach soviel Trotz und Bosheit? Eine Gottesthat war geschehen auf dem Karmel, großartig und einzigartig, wie nie zuvor. Was war die Wirkung? Anstatt Umkehr Verstockung, welche dem Mann Gottes mit dem Tode droht. Da sandte Isebel einen Boten zu Elias und ließ ihm sagen: Die Götter thun mir dies und das, wo ich nicht morgen um diese Zeit deiner Seele thue, wie dieser Seelen (der getödteten Baalspriester) einer. So ist also doch alle Mühe und Arbeit umsonst gewesen, so hast du also doch nichts, gar nichts ausgerichtet. Anstatt die Bosheit und den Widerstand zu brechen, ist derselbe nur um so heftiger und drohender geworden. Was soll mir das Leben? Es ist genug, Herr, es ist genug!

Und wir da unten, die kleinen und geringen Leute, müssen eben auch unsere Versuchungen und Anfechtungen haben, oft hohe und unleidliche Anfechtungen der Seele, die den Grund unseres Glaubens und unserer Hoffnung zu erschüttern drohen. Dann kommen sie über uns, wenn wir sehen, daß die Wahrheit unterliegt und die Bosheit siegt, daß dem Reiche des

Herrn der Raum verengert, dagegen dem Reiche der Finsternis der Boden geebnet wird, dann wenn wir arbeiten und arbeiten, wenn wir streiten und kämpfen und hemmen und wehren, und es wird je länger je schlimmer. Da vergeht uns der Mut, da entfällt uns das Herz. Es ist genug, so nimm nun Herr, meine Seele, ich bin nicht besser, denn meine Väter.

Der Herr nimmt seinen schwachgewordenen, lebenssatten Knecht in die Kur, sein krankes Kind in Pflege. Mit Mutterhänden leitet er die Seinen stetig hin und her. Gebt unserm Gott die Ehre! Nicht soll er elendiglich in Mißmut und Gram verschmachten dort unter dem Ginsterstrauch, nicht sterben, leben soll er und des Herrn Werk verkündigen. Der Engel des Herrn rührete ihn an und sprach: Stehe auf und iß! Und siehe zu seinen Häupten lag ein geröstet Brot und eine Kanne Wasser. Und abermal: Stehe auf und iß; denn du hast einen großen Weg vor dir. In Kraft derselben Speise ging er 40 Tage und 40 Nächte bis an den Berg Gottes Horeb. Das war keine gewöhnliche Speise, das war Himmelsbrot, das war Lebenswasser. So wurden dem müden, verdrossenen Mann die müden Kniee wieder gestärkt, daß er laufen konnte, ohne müde zu werden, wandeln, ohne matt zu werden. Zwar noch immer liegt ihm der bittere Gram in der Seele und ruhet noch die schmerzliche Klage auf den Lippen, wie er sie hernach zweimal zum Ausdruck bringt, aber eins ist doch gewonnen: er darf nicht in dumpfer, thatloser Verzweiflung liegen bleiben und sich in seinem Gram verzehren. Laufen muß er wieder, als gälte es einen neuen Ansatz, einen neuen Versuch, als wäre noch nicht alles verloren, so viel auch verloren sein mag. Stehe auf und iß; denn du hast noch einen langen Weg. Nicht sterben, sondern leben!

Sollte das nicht auch uns gelten, wenn wohlbegreiflicher Pessimismus sich uns in die Seele senkt und die Kraft uns lähmt? Haben wir nicht Himmelsbrot und Quellwasser aus dem Fels? Ein Gerstenbrot, ein geröstetes scheint's, wie lange wird es nachhalten auf der bevorstehenden Wüstenwanderung? Eine Kanne Wasser, wie lange wird sie den Durst stillen? „Eure Väter haben Manna gegessen in der Wüste und sind gestorben. Ich bin das Brot des Lebens. Wer dies Brot isset, der wird leben in Ewigkeit.“ Wir kennen ihn, der Lebensbrot uns spendet während der 40 Tage unserer Wüstenwanderung. „Wer dies Wasser trinkt, den wird immer wieder dürsten, wer aber des Wassers trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten.“ Wir kennen den, der frisches Quellwasser uns bietet während der 40 Nächte unserer Wüstenwanderung. Wie oft liegen wir krank und todesmüd und matt

am Weg und sprechen wie in halber Verzweiflung: Ich kann und will nicht mehr. Es ist genug, Herr. Ein Wort aus Gottes Wort fällt zur rechten Zeit uns in die Seele. Das thut's. Nun können wir und wollen wir wieder. Vorwärts geht's 40 Tage durch die Wüste in Kraft dieser Speise bis an den Berg Gottes Horeb. „Die Knaben werden müde und matt und die Jünglinge fallen, aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht müde werden, daß sie wandeln und nicht matt werden."

An einem durch die h. Geschichte geweihten Orte befindet sich Elia, an dem Berge Gottes Horeb, wo der Herr vorzeiten seinem Knechte Mose die zehn Worte übergeben hatte. Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfülle, daß er darnach thue und alles Volk soll sagen: Amen. Was war geschehen? Wie weit hatten sie sich von dem, der sie aus Ägypten, dem Diensthause, geführt hatte, hinwegverirrt! Du sollst keine anderen Götter neben mir haben! Und nun war das ganze Volk götzendienerisch geworden. Der Herr kennt den Schmerz, der die Seele seines Knechtes drückt dort in der Höhle am Horeb. Gleichwohl aber fragt er ihn: Was machst du hier, Elia? So thut auch der Heiland. Er weiß wohl, was er thun will, aber doch fragt er seine Jünger: Woher nehmen wir Brot hier in der Wüste, daß wir sie sättigen? Der Herr weiß, was jenen beiden Jüngern das Herz betrübt und doch fragt er sie: Was sind das für Geschichten, die ihr miteinander handelt unterwegs und seid traurig? Er will, daß wir alles heraussagen, was uns im Herzen drückt und wehe thut — nicht um seinet-, sondern um unseretwillen. Nur so, wenn uns durch das ausgesprochene Wort unsere Not und Anliegen recht zum Bewußtsein gekommen ist, kann er uns gründlich trösten und helfen. Erst muß der Arzt den Kranken genau ausfragen und untersuchen, bevor er die für seinen Zustand passenden Heilmittel verschreiben kann. „Ich habe geeifert um den Herrn, den Gott Zebaoth; denn die Kinder Israels haben deinen Bund verlassen und deine Altäre zerbrochen und deine Propheten mit dem Schwerte erwürget und ich bin allein übrig geblieben, und sie stehen mir darnach, daß sie mir mein Leben nehmen." Das ist die große Klage, in die sich Elias ergießt, da steht es ja verzweifelt, hoffnungslos. Da ist geradezu alles verloren. Er ist allein übrig geblieben, und auch ihm stehen sie nach dem Leben! Und der Herr ist so stille und schweiget so! Wäre es nicht schon lange Zeit, das verderbte Volk mit Stumpf und Stil auszurotten? Wo bleiben die längst verdienten Strafgerichte des Allmächtigen, wo die Wetter seines Zornes? Der Mann Gottes ver-

mag sich nicht in die göttliche Weltregierung hineinzufinden, deren Angelpunkte sind die Gerechtigkeit, aber nicht ohne Barmherzigkeit, die Barmherzigkeit, aber nicht ohne Gerechtigkeit. Wenn es diesem nunmehr an seinem Volke verzweifelnden Elia nach ginge, Sturm und Erdbeben und Feuer müßte es von dem Erdboden hinwegtilgen bis auf die letzte Spur.

Und wir? Wir müssen es mit unseren Augen ansehen, wie sie den Bund des Herrn verlassen und seine Altäre zerbrechen und dem Baal dienen: Atheismus, Materialismus, Anarchismus beherrschen die Zeit. Von dem lebendigen Gott abgefallen sind sie Götzendiener geworden zu Tausenden. Nur mit Grauen und Entsetzen konnten wir den Artikel einer Zeitung lesen: „Die Sozialdemokratie und die Religion". Sie sprechen es frei aus: Der Mensch ist nur ein Tier (eine raffinierte Bestie); es gibt keinen Gott, keine Seele, keinen Himmel, keine Ewigkeit. Der Teufel — die Feder sträubt sich, es nachzuschreiben, der Mund es nachzusprechen — der Teufel, so ist gedruckt zu lesen, ist die einzige anständige Person in der christlichen Kirche. Größere Hallunken, als das Lumpengesindel, was sich Erzväter u. s. w. nennt, hat die Sonne nie beschienen. Auf der internationalen Versammlung in Gent vom Jahre 1877 erklärte ein Mitglied unter dem Beifalle der Genossen: „Wir verkaufen gern unsern Platz im Himmel. Was sage ich? Den Himmel? Ihn wollen wir nicht! Was wir fordern ist die Hölle, die Hölle mit all der Wollust, die ihr vorhergeht. Wir lassen den Himmel dem Gott der Papisten und ihrer armen Religion." Mit satanischem Hohne verspotten sie frech und ungescheut das Grund- und Hauptbekenntnis der Christenheit. Wollen Sie die lästerlichen Worte hören? „Ich glaube an den deutschen Kaiser, den mächtigen Schöpfer des deutschen Reiches, und an Bismarck, der zu seiner Rechten steht, der einen großen Geist hat, der gekreuzigt und gepeinigt ist von den Sozialdemokraten" 2c. Zum Maienfeste d. J. haben sie gesungen: „Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten, euren Festen nach der Reih, von dem ältsten bis zum jüngsten gehn wir kalt und fremd vorbei. Fahrt gen Himmel über Sterne, fahrt zur Hölle — Einerlei! Alles gönnen wir euch gerne, aber gebt uns dafür frei — unser Maienfest. . . .!" Genug! Man sollte solche diabolische Ausgeburten nicht für möglich halten. Nach Hunderttausenden zählen, die also sprechen. Sie haben deinen Bund verlassen und deine Altäre zerbrochen. Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!

Und das sind die Kinder unseres Volks, unser Fleisch und Blut. Sollen wir mit Elias in der Höhle stehen und warten und warten, ob denn nicht endlich Sturm und Erd-

beben und Feuer die zum Gericht reife Masse vertilge? Und wo blieben wir selber, wenn solches Gerichtswetter über diese Abtrünnigen sich erhübe? Sind wir etwa frei von aller Schuld, können wir etwa unsere Hände in Unschuld waschen und meinen, er werde uns ein Bergstädtchen Pella bereiten zu einer Bergung, während drunten in den Niederungen die Adler des Gerichts hausen? Sollten wir nicht vielmehr flehende Hände erheben und Erbarmen mit Einkehr unserm Volke erseufzen und uns selber? Sollten wir nicht die Geduld unseres Gottes für unsere Seligkeit achten? Nicht wollen wir es machen wie die Donnerskinder, welche Feuer vom Himmel erbitten wollten über jene samaritische Stadt, welche den Herrn nicht aufnehmen wollte. „Ihr wisset nicht, wes Geistes Kinder ihr seid. Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten."

Das will der Herr seinem Knechte zeigen in jenem Gesicht, das er, aus der Höhle herausgetreten, mit seinen Augen sehen sollte. Furchtbare und schreckenerregende Erscheinungen in der Natur sind es, die vorüberziehen, Erscheinungen, denen gegenüber der Mensch sein Nichts, seine Ohnmacht erkennt, Zeichen und Zeugnisse seiner strafenden Gerechtigkeit, welche unaufhaltsam durch die Welt und ihre Geschichte hindurchschreitet. Denn die Weltgeschichte ist das Weltgerichte. Er hat nie und zu keiner Zeit aufgehört der Gerechte zu sein, der ganzen Völkern und Einzelnen vergilt nach ihrem Thun. Wie der Sturmwind dahinbrausend alles mit sich fortreißt, Verwüstung hinterlassend, wie das Erdbeben Städte in Schutt und Trümmer stürzt, wie das Feuer, wo es ungehemmt einherschreitet, ragendes Gestein und rauchendes Gebälck hinterläßt, so läßt der heilige und gerechte Gott, wenn er mit Macht dahertritt, tiefgehende Spuren seiner strafenden Gerechtigkeit zurück, welche den Menschenkindern das alte Wort predigen: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; denn was der Mensch säet das wird er ernten. „Kommet her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solches Zerstören anrichtet; der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen auf Erden, ich will Ehre einlegen unter den Heiden." Ps. 46.

Im Sturmwind, Erdbeben und Feuer war der Herr; denn in diesen Erscheinungen ging er an Elia vorüber. Und doch hinwiederum war der Herr nicht in denselben, nämlich für den schauenden Elias. Nicht in diesen schauerlichen Zeichen der Verwüstung und Zerstörung sollte er die Nähe

seines Gottes erkennen, sondern in einem Zeichen beruhigter und friedevoller Natur, in einem stillen, sanften Sausen. Denn nicht vorerst und zunächst die vergeltende Strafgerechtigkeit Gottes soll dem Elias vor das Auge gestellt werden, sondern seine Güte, Geduld und Freundlichkeit, welche nicht will, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre, welche vergibt Übertretung, Sünde und Missethat und auch noch wartet mit seinen Gerichten, wo den Menschen schon längst die Geduld ausgegangen ist und ihr ungestümer Ruf ertönt nach Sturmwind und Erbeben und Feuer. Ich will lieber in die Hände Gottes fallen, als in die Hände der Menschen. Denn der Herr ist barmherzig und ein Erbarmer. Aber die Menschen — was ist unbarmherziger als sie? —

Elias versteht, was sein Gott ihm sagen will. „Da Elias das stille, sanfte Sausen hörte, verhüllete er sein Antlitz mit seinem Mantel und ging heraus und trat in die Thür der Höhle.“ Noch einmal soll er die Frage hören: Was hast du hier zu thun, Elia? Noch einmal soll er sein Herz ausschütten. Es ist dieselbe Klage, wie vorhin. Aber wie ganz anders hört sie sich jetzt an, nachdem der Klagende nicht in Sturm, Erdbeben und Feuer, wohl aber im stillen, sanften Sausen die Nähe seines Gottes erkannt hat? So soll er nun auch sein bitteres Klagewort nicht zunächst in das Licht der göttlichen Gerechtigkeit, sondern in das Licht der göttlichen Barmherzigkeit stellen. Und diese Beleuchtung wird geeignet sein, sein verdunkeltes und umdüstertes Gemüt wieder zu erhellen und mit fröhlichem Hoffnungsmut zu erfüllen. Wenn der heilige und gerechte Gott noch barmherzig sein kann über seinem abtrünnigen Volk, sollte es nicht auch sein Knecht können und es von ihm lernen, wenn der Heilige noch warten kann, sollte der Sünder sich weigern zu warten?

O meine teueren Brüder und Freunde! Preisen wir aus tiefstem Herzensgrunde die Barmherzigkeit unseres Gottes, welche Sturm und Feuer und Erdbeben noch hinausschiebt — wie lange wissen wir nicht — und uns und unser götzendienerisches Volk immer noch heimsucht in Huld und Freundlichkeit. Noch immer vernehmen wir das stille, sanfte Sausen seiner herzandringenden Gütigkeit, welche die Verirrten sucht ohn Ermüden. O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Wie lange noch willst du verachten den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmütigkeit? Weißest du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Sturm, Erdbeben und Feuer seiner Gerichte sind nicht aufgehoben, nur aufgeschoben. Wer die Güte seines Gottes verachtet, der wird dem Ernste Gottes nicht entrinnen.

Wir haben im Laufe des Jahres viel zu klagen über die traurigen Zustände, in denen wir leben. Wir haben Ursache zu klagen, denn es ist böse Zeit. Aber wir wollen durch Klagen uns nicht das Gemüt verbittern und umdüstern lassen, wir wollen der Barmherzigkeit nicht vergessen bei unserm Klagen und die Geduld nicht verlieren. Was machst du hier, Elia? So fragt der Herr seinen Knecht. Was machst du hier, heute an diesem Synodaltag? Das ist die Frage, die sich an uns richtet. Was wir hier machen? Bei allem berechtigen Klagen wollen wir die Barmherzigkeit unseres Gottes preisen. Denn seine Geduld haben wir für unsere Seligkeit zu achten. Noch ist nicht alles verloren. Das soll uns noch die Offenbarung des Herrn an Elias deutlich sagen. Nicht soll er verdrießlich und verstimmt an diesem einsamen Orte bleiben, mit Gott und mit der Welt hadernd, sondern aufmachen soll er sich und seines Amtes warten. Denn annoch dauert das sanfte, stille Sausen der göttlichen Barmherzigkeit, und noch gilt es aus der Masse des Verderbens zu retten, was sich retten lassen will. Dabei wird dem Manne Gottes ein Geheimnis enthüllt, auf das er nicht im entferntesten gefaßt ist. Er denkt, er sei allein übrig geblieben unter einem abtrünnigen, götzendienerischen Geschlecht, allein als ein wahrer Diener des Herrn, und was bekommt er zu hören? „Und ich will lassen überbleiben siebentausend in Israel, nämlich alle Kniee, die sich nicht gebeugt haben vor Baal, und aller Mund, der ihn nicht geküsset hat.“ Das mag er mit staunender Verwunderung gehört haben. Hätte es ihm ein anderer gesagt, er hätte es nicht geglaubt, nun es der Herr sagt, muß er allen Zweifel fahren lassen; denn der Herr kennt die Seinen.

Wir sind gleich bei der Hand, alles für verloren zu geben und die Hand vom Pflug zu ziehen und die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gehen. Dürfen wir uns nicht auch in unsern Gemeinden erinnern lassen an die Siebzig, Siebenhundert, Siebentausend, welche treu zu ihrem Herrn stehen, unverrückt ihm anhangen und von den Mächten der Verführung sich nicht zum Abfall und zur Verleugnung reizen lassen? Wir kennen sie in unseren Gemeinden nicht alle, sondern nur einzelne; der Herr kennt nicht einzelne, sondern alle. Es sind viel weniger als es sein könnten, es sind auch viel mehr als wir denken. Und wenn es einst ans Licht kommen und offenbar werden wird, was der Herr auch in den schlimmsten Abfallszeiten durch seinen Geist im Stillen gewirkt und was für einen Samen er sich in denselben erhalten hat, werden wir uns ebenso anbetend wundern, wie Elias über die Enthüllung, die ihm geworden. Und fragt man, was sieben-

tausend Fromme zu bedeuten haben gegen ein ganzes Volk voll Gottloser? Was fünfzig, fünf und vierzig, vierzig, dreißig, zwanzig, ja was zehn Fromme zu bedeuten haben gegenüber der ganzen Greuelstadt Sodoms und Gomorrhas. Um ihretwillen, wenn sie sich fänden, sollten diese Stätten des Verderbens verschont werden. Und um jener Siebentausend willen wurde das Gericht hinausgeschoben.

Ausbleiben wird es nicht und kann es nicht. Es ist nicht das erste, aber das letzte, wenn der Herr die Schnitter sendet mit der Sichel. Und nicht selten nimmt er Menschen in seinen Dienst, seine Strafgerichte auszuführen. Die Weltgeschichte predigt laut davon. Sturmwind, Erdbeben, Feuer zeigen sich allbereits in der Ferne. Das soll auch Elias wissen. „Salbe Hasael zum König über Syrien und Jehu, den Sohn Nimsis zum König über Israel und den Sohn Saphats zum Propheten an deine Statt. Und soll geschehen, daß wer dem Schwert Hasaels entrinnt, den soll Jehu tödten, und wer dem Schwert Jehus entrinnt, den soll Elisa tödten. Auch in den schlimmsten Zeiten soll das Prophetentum nicht verstummen: Elias soll einen Nachfolger haben. Neben Sturm, Erdbeben und Feuer soll sich vernehmen lassen das stille, sanfte Sausen. Noch unter dem Wetterleuchten hereinbrechender Gerichte soll die lockende Stimme der göttlichen Barmherzigkeit sich vernehmen lassen: Kehre wieder, mein Volk, kehre wieder! — so lange, bis Mitternacht hereinbricht, und die Gnadenzeit ein Ende hat.

Elias, der Knecht des Herrn, war krank in seinem Gemüt. Der Herr nahm ihn in die Kur; geheilt entläßt er ihn. „Und Elia ging von dannen.“

Und wir, meine Brüder und Freunde? Sind wir nicht auch oft krank wie Elias, müde und matt wegen vergeblicher Arbeit, wie es uns scheint, verstimmt und verdrossen, weil der Herr so stille drein schaut, als kümmerte er sich nichts darum? Wollen wir uns nicht auch von ihm in die Kur nehmen, von ihm uns heilen lassen, daß wir lernen Mut und Demut, Freudigkeit des Hoffens, wo nichts zu hoffen ist, und harrende Geduld, wo alles reif zum Gericht scheint?

„Und Elias ging von dannen.“ Und wir gehen von unserm Synodaltag heim zu unserm Werk, wie gestern und ehegestern. Wir sagen nicht Friede, Friede, sondern verkünden dem Volk seine Übertretung und Sünde. Wir verschließen das Auge nicht vor den unausbleiblichen Gerichten des Herrn: Sturm und Erdbeben und Feuer sind im Anzuge. Aber bei alledem versäumen wir nicht auf das stille, sanfte Sausen hinzuweisen, in welchem annoch die Güte und Freundlichkeit unseres Gottes sich zu erkennen gibt.

Darum:

„Predige das Wort, halt an, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit; strafe, dräue, ermahne mit aller Geduld und Lehre.“ 2. Tim. 4, 2.

Im Namen unseres Gottes werfen wir Panier auf! Ps. 20, 6.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.